Offiziere des Führers

Die nationalsozialistische Monatsschrift der Wehrmacht für Politik, Weltanschauung, Geschichte und Kultur

2. HEFT 1944

Herausgegeben vom NS. Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht

INHALT - HEFT 2

Es ist nicht hinreichend,
die Meinung des jetzigen
Geschlechts zu lenken -
wichtiger ist es, die Kräfte
des folgenden Geschlechts
zu entwickeln

Freiherr von und zum Stein

Die Sorge um unser Volkstum

Gauhauptamtsleiter Karl Weber

Die Sorge um unser Volkc;tum hat sich heute zum bewußten Kampf um unser Leben verdichtet. Das Kriegsziel unserer Feinde ist die Vernichtung des deutschen Volkes. Der Jude und seine Hilfsvölker haben es in allen Farben ausgemalt und Vernichtungspläne zu Dutzenden fabriziert. Der Bombenterror gegen die Zivilbevölkerung, 'gegen Frauen und Kinder ist nur eines ihrer vielen Mittel Lind vielleicht noch gar nicht das grausamste. Dabei wird uns völlig klar, daß unser Gegner nicht nur auf die Stimmung und Haltung der Heimat, sondern bereits auf unsere biologische Kraft abzielt.

Diese Gefahr wird früher oder später durch den Einsatz und den Sieg unserer Wehrmacht beseitigt sein, denn ihr kann letzten Endes nicht durch geistige Mittel, sondern nur durch Waffengewalt begegnet werden. Schwerer aber ist es, die völkischen Gefahren zu bannen, die uns innerhalb des eigenen Volkes gegenüberstenen und in der Verstädterung, der biologischen Trägheit, der Normierung unseres Lebens, der Landflucht und im ungewohnten Zusammenleben mit Millionen fremdvölkischer Menschen zu sehen sind. Sie alle wirken unserem Willen zur Volksgemeinschaft, die wir als eine Bluts- und Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen begreifen müssen, entgegen. Ein Uberhandnehmen einer uns fremden Lebensauffassung, die im Egoismus und Materialismus und damit in einer Veramerikanisierung unseres Lebens zwangsläufig enden muß, oder gar ein starker fremder Blutseinfluß Lind Unterwanderung, die durch die Anwesenheit einerVielzahl fremdvölkischer Arbeitskräfte im deutschen Volk in gefährliche Nähe gerückt ist, bedeuten die dauernde Schwächung und schließlich die Ausschaltun,unseres Volkes aus jeglicher politisch und kulturell schöpferischen und führenden Tätigkeit.

Aus der Erkenntnis dieser Lage muß die Erkenntnis und Verantwortung um die Zukunft des deutschen Volkes, urn die Verwirklichung seiner Sendung im europäischen Lebensraurn wachsen. Diese Mission wird uns heute im Kampf gegen den Bolschewismus besonders bewußt und die Idee von der Gesundung Europas steht und fällt mit unserer Führungs- und Ordnungskraft, deren Grundlage wiederum von unseren blutlichen Kräften, Werten und Fähigkeiten gebildet wird. Die Zukunft unseres Volkes liegt somit in der Erhaltung, Festigung und Höherentwicklung unserer Art.

Zwei Beispiele aus der Geschichte beweisen uns die Richtigkeit dieser Folgerung. Die Griechen des Altertums, die in ihrer Kunst höchstes nordisches Menschentlim darzustellen vermochten entarteten und gingen zugrunde, nicht durch den Blutsverlust in den Kriegen, sondern deswegen, weil sie die Gesetze des Blutes Lind des Bodens mißachteten, weil sie den Verlockungen und Reizen der fremdrassigen und fremdvölkischen Menschen, mit denen sie von Anfang an zusammenleben mußten, nicht widerstehen konnten. Dieser Entwicklung ging die geistige Entartung und Entwurzelung des Bauerntums voraus. Obwohl Sparta, das Vorbild der Manneszucht, der Ordnung und der Disziplin, diese Gefahr erkannte und sie durch eine jährliche Kriegserklärung an die fremdrassigen Arbeitskräfte abzuwenden versuchte, unterlag es trotzdem der fremden Art und dem fremden Bluteinbruch.

Das alte Rom, das in uns heute noch glanzvolle Vorstellungen weckt, wurde nicht durch Kriege besiegt und ausgelöscht, sondern auch wieder nur durch die Entartung seines Bauerntums, dadurch, daß es den Gefahren der Verstädterung Lind dem Einfluß der fremden Bevölkerungsteile erlag. Anstatt durch bewußte Förderung der rassisch Wertvollen die nicht geringen Kriegsverluste auszugleichen, achtete es der Forderungen seines eigenen Lebens nicht, sondern führte ein Leben äußeren Glanzes, das schließlich zusammenstürzen mußte. Die kapitalistische Einstellung siegte über die natürliche Lebensordnung, der bäuerliche Boden wurde zur Ware, die Bauernarbeit zur Sklavenarbeit erniedrigt. Die bäuerliche Grundlage war zerstört, die Folgen dieser Politik konnten trotz bevölkerungspolitischer Gegenmaßnahmen in Form von Prämien für Kinderreiche, eines Gesetzes zur Bekämpfung der Heiratsunlust und vieler anderer Einrichtungen nicht mehr gemeistert werden.

Rom starb an dem Gift, das es sich selbst einflößte.

Können wir Parallelen einer solchen Entwicklung nicht auch im deutschen Volk, insbesondere mit Beginn der Industrialisierung erkennen? Die angeblich leichtere Fabrikarbeit, die Vergnügungseinrichtungen, die Bequemlichkeiten der Stadt, der bare Verdienst und die damit verbundenen Kaufmöglichkeiten - Angebot und Nachfrage steigerten sich gegenseitig - zogen immer mehr bäuerliche Menschen an. Die Raumnot der Stadt entwurzelte diese zwangsläufig, sie wurden für fremde Ideen und fremdartige Lebensauffassung immer empfänglicher, die Eigensucht nahm überhand, ihre Befriedigung ging auf Kosten der Kinder, steigende Kinderarmut war die Folge. Durch die Entwertung des Bodens zum Kaufobjekt wurde auch die bäuerliche Arbeit betroffen, sie wurde nicht mehr als die Urarbeit geschätzt. Die Verstädterung ging auf das Land über, das Festhalten des bäuerlichen Menschen an den Gesetzmäßigkeiten und der natürlichen Ordnung be '-arm sich zu lockern, sein Bekenntnis zu den Forderungen des völkischen Lebens wurde durch den Einfluß fremder Gedankengänge und fremder Lebensart gestört. Die bewußte Kinderarmut war auch in den Bauernfamilien zu beobachten, gleichzeitig vergrößerte sich die Landflucht in einem unvorstellbaren Maße. So sind aus dem fast ausschließlich landwirtschaftlichen Gau Bayreuth von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bis 1935, also in knapp 90 Jahren, nahezu 700 000 überwiegend bäuerliche Menschen in die Stadt, in die Industriegebiete und nach

Ubersee abgewandert. Die Kinderzahl dieser Menschen ist im Vergleich zu den in der Heimat Gebliebenen außerordentlich gering, sie sind damit nicht in der Lage, sich und das deutsche Volk zu erhalten.

Die Auswanderung zahlloser deutscher Menschen hat dem deutschen Volk einen kaum schätzbaren Verlust an wertvollem Blut gebracht. Raumnot und die vielfä ltigen Lockungen fremder Länder, vor allem Amerikas, waren für viele Anlaß, die Heimat zu verlassen. Der Prozeß der Entfremdung und Entwurzelung vollzog sich oft sehr schnell, die Heimat war daran nicht unschuldig sie tat nichts, uni das Deutschbewußtsein der Auswanderer zu stärken und zu erhalten, sie vergaß sie vielmehr sehr bald. So nur ist es erklärlich, daß in diesem wie im vergangenen Weltkrieg Deutsche gegen Deutsche kämpften, daß in der Generalität der Feinde immer wieder deutsche Namen auftauchen (Huntzinger, Weygand, Eisenhower, Rennenkampf usw.), daß die Führung fremder Staaten häufig in ihrem Volkstum aufgegangene Deutsche aufwies; ich nenne nur das ehemalige Polen, die ehemalige Tschecho-Slowakei, Ungarn und das zaristische Rußland. Der größte Teil der ausgewanderten Deutschen blieb jedoch standhaft und trotzte allen Angriffen gegen sein Volkstum. Wir denken dabei an die deutschen Volksgruppen im Südosten, von denen die Siebenbürger Sachsen über acht Jahrhunderte ihr Deutsd-itum behaupteten. Wir denken an unsere Volksdeutschen in der Sowjetunion, die trotz unvorstellbarer Leiden, Verfolgungen und Verschleppungen Deutsche blieben. Sie alle zählen wir heute zum deutschen Volk, sie sind eingereiht in die Gemeinschaft aller Deutschen. Der Verlust unzähliger anderer, die wir heute nicht mehr als Deutsche ausmachen können und die eine gewaltige deutsche Macht in der Welt darstellen, muß in uns die Verantwortung wachrufen, in der Zukunft das gesamte deutsche Volk politisch auf seine Aufgabe daheim und in der Welt auszurichten. Wir können es uns nicht mehr leisten, auch nur einen deutschen Menschen im Ausland untergehen zu lassen, seine Bindungen zur Heimat werden wir so wach halten, daß er niemals seine Wurzeln aus ihr lösen kann.

Aus der Sorge um die Zukunft unseres Volkes gründete der Führer die nationalsozialistische Bewegung, nach der Machtübernahme traf der nationalsozialistische Staat sofort Maßnahmen gegen die negative volksbiologische Entwicklung. Die Familie, deren Kraft und Aufgabe langsam zu verfallen drohte, wurde wieder Keimzelle des Volkes, alle Tatsachen, die dem Willen zum Kind entgegenstanden, wurden beseitigt; wertvolle kinderreiche ramilien werden in jeder Hinsicht gefördert und haben überall den Vorzug; das Erbhofgesetz brachte die notwendige Bodenpolitik; die Nürnberger Blutsgesetze schieden jüdisches Blut aus unserem Volkskörper; eine neue Wohn- und Siedlungspolitik soll den Stadtmenschen wieder im Heimatboden verwurzeln; Leistung und Gemeinschaftsverantwortung und nicht mehr Geburt und Reichtum sind Maßstab für die Bewertung des deutschen Menschen geworden. Alle Gesetze und Verordnungen werden so von der Sorge um unser Volksttim und seine Zukunft bestimmt. Solange jedoch das deutsche Volk nicht aus seinem Bauernturn leben, d. h. wachsen und sich entwickeln kann, solange die Landflucht in erschreckendem Maße anhält und dadurch der deutsche Blutsquell immer wieder in der Stadt versickert und aufgebraucht wird, so lange bleiben alle papiernen Gegenmaßnahmen lediglich Stückwerk. Das deutsche Volk wird erst dann von allen Irrungen und Vergiftungen frei, wenn es sich mit allen Mitteln der Gesundung und Neuordnung unseres Bauerntums zuwendet.

Aber auch diese Bemühungen, unser Volk geistig und seelisch zu entgiften, es zu stärken und biologisch höherzuentwickeln, ja selbst der Sieg über eine Welt von Feinden, über Bolschewismus, Amerikanismus und das dahinterstehende Judentum und alle damit verbundenen wertvollen Blutopfer sind umsonst, wenn es uns nicht gelingt, unser Blut im notwendig gewordenen Zusammenleben mit den Völkern Europas rein zu erhalten. Ohne die übrigen europäischen Volkstümer zu entwerten, müssen wir jede blutliche Vermischung mit diesen ablehnen. Wer die Größe unserer Zeit, wer diesen Krieg begreift, bekennt sich zu dieser Forderung, denn nur die Erhaltung der Volkstümer, ihre Stärkung und Festigung, ihre Einstufung in eine größere Ordnung unter deutscher Führung, die Durchsetzung der völkischen Idee bedeuten erst den endgültigen Sieg über das Chaos. Wir haben zur Gesetzmäßigkeit der menschlichen Gemeinschaften zurückgefunden, haben erkannt, daß sie alle zunächst Blutsgemeinschaften sind, daß ihre rassische und blutliche Zusammensetzung die Grundlage jeglicher völkischen Außerung, ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leistung darstellt, ja daß diese sogar die völkische Lebensrichtung bestimmt. jede Verlagerung des Schwerpunktes unserer in Jahrhunderten wechselvollen Schicksals bewährten Blutsgerneinschaft durch das Einströmen fremden, andersgearteten Blutes bedeutet in jedem Fall eine Schwächung unseres Leistungsvermögens, eine Zersetzung unserer Kräfte und Werte, bedeutet den Verlust unserer Wesensmitte und setzt uns damit wehrlos allen Angriffen gegen unser Volkstum aus.

So wie jeder Soldat außerhalb der Reichsgrenzen ständig mit andersgearteten, fremdvölkischen Menschen zusammen sein muß, so steht auch der deutsche Mensch in der Heimat wie nie zuvor mit diesen in ständiger Berührung. Europa ist ins Reich gekommen, eine zukünftige schicksalsbedingte Konzeption der europäischen Völker zeichnet sich in dieser Tatsache symbolliaft ab. Die Wellen des gemeinsamen Kampfes und der gemeinsamen Arbeit um das Fortbestehen und die Höherentwicklung europäischen Lebens- und Kulturwillens und schöpferischen Leistungsvermögens schlagen heute bis ins einsamste deutsche Dorf und sind im kleinsten Betrieb, ja sogar in vielen deutschen und vor allem kinderreichen Familien spürbar. Damit ist jedem deutschen Mann und jeder deutschen Frau eine Verantwortung auferlegt, die manchem in ihrem Umfang und ihrer Tragweite noch gar nicht bewußt geworden ist. Zuerst gilt es, uns er Blut rein zu erhalten. Dazu muß unser Volksbewußtsein wachgerufen und unser Stolz, Deutscher zu sein, gestärkt werden. Dabei kommt uns die Leistungskraft des Deutschen nicht nur in der Vergangenheit, in den großartigen Erfindungen und Werken technischer, wirtschaftlicher, chemischer, kultureller Art zum Bewußtsein, sondern vor allem in dem gewaltigen Aufbau seit 1933 und in den Erfolgen dieses Krieges. Gleichzeitig aber muß uns bewußt sein, daß unsere Generation

eine ewige deutsche Sendung, die in der Einheit und Gemeinschaft aller Deutschen und im Bewußtsein unserer Kraft wieder lebendig wurde, in Europa und in der Welt erfüllen muß. Kein noch so ausgeklügeltes papiernes Gesetz wird die Gefahr eines zu engen blutlichen Zusammenlebens oder eines europäischen Auseinanderlebens abwenden, wenn es nicht einer tatkräftigen Führung gelingt, auf der Grundlage einer gemeinsamen Aufgabe und durch Herausstellen der völkisch und blutlich bedingten, aber für die gemeinsame Arbeit notwendigen Unterschiede eine von allen zerse - tzenden Giften gereinigte Atmosphäre zu schaffen. Die Partei hat sich seit Jahren um diese Aufgabe bemüht und durch eine intensive Erziehung und Ausrichtung auf unser völkisches Hochziel eine Haltung im Volk erreicht, die nicht nur vom Glauben an den Sieg, sondern auch vom Willen, ihn in die Zukunft zu tragen, beseelt ist.

Diese Zukunft verlangt von uns allen, daß unser Denken und Handeln, daß unser gesamter Einsatz, ganz gleich wo und wie er erfolgt, nur auf die Erhaltung Lind biologische Entwicklung unseres Volkes ausgerichtet ist, denn erst die Gewinnung der nächsten Jahrzehnte sichert uns das kommende Jahrtausend. So nur ist die Größe unseres Volkes für uns alleiniger Ausgangspunkt und die Berechtigung zum Ausgriff in die Welt, und keine andere Voraussetzung wird uns je zum Ziele führen.

Dieses Ziel ist das Großdeutsche Reich, ist die Führung und Ordnung Europas, in der unser gesamtes Leistungsund Verantwortungsvermögen aufgeht, in der allein, unsere Kräfte zur höchsten Blüte reifen werden, in der unsere Fähigkeiten keinen unorganischen Einschränkungen unterworfen sind, in der sich unser schöpferischer Geist ausleben und erfüllen wird.

Das Reich aber wird erst dann Wirklichkeit, sein Wesen, sein Wert und seine Dauer kommen erst dann klar zum Bewußtsein, wenn es jeder Deutsche im Herzen trägt und es durch seine Haltung lebendig sichtbar und verehrungswürdig wird. Wie nie zuvor haben wir heute Gelegenheit im gesamten Europa wie in der Heimat, dem Reich Ansehen und Anerkennung zu verschaffen, indem wir überall unsere Führungsfähigkeiten und Ordnungskräfte unter Beweis stellen, denn ohne diese überzeu,:,ende Tatsache wird unsere Sendung nie erfüllt.

Zu unserer europäischen Aufgabe gehört es aber auch, alle europäischen Völker zu gewinnen, unter der höheren Idee des Reiches zusammenzufassen und ihre spezifischen Kräfte und Fähigkeiten einzuordnen und zur Entwicklung zu bringen. Erst dieser Zusammenklang wird die völlige Gesundung des Kontinents bringen. Am Ende dieses Krieges steht somit kein Paneuropa, sondern die saubere Entfaltung jedes Volkstums, seine innere Sammlung und Ausrichtung und sein gemeinsamer Einsatz unter einer höheren rassischen und kulturellen Idee.

Von dieser Schau aus müssen wir begreifen, welche Sendung uns als "Volk der Mitte" und aus unseren rassischen Kräften und Werten heraus bestimmt ist. Sie im Interesse der europäischen Völkergemeinschaft zu verwirklichen, ist für uns höchste Verpflichtung, bedeutet den Sinn unserer Opfer und unseres Kampfes. So wird unsere Generation die jahrtausendealte deutsche Sehnsucht nach Führung und Ordnung, nach dem Reich neu erfüllen. Sie hat die gewaltige Spannung zwischen den vergangenen und den zukünftigen jahrtausenden zu tragen, sie darf dabei nicht schwach werden, denn unser Versagen würde die Herrschaft judas und damit das Ende der rassischen und kulturellen Gemeinschaft Europas zur Folge haben. Ihr obliegt die gewaltige Aufgabe der inneren völkischen Sammlung und artgemäßen Lebenshaltung und des Zusammenfühlens der europäischen Volkstümer zur verantwortungsbewußten europäischen Völkergemeinschaft.

DIE PSYCHOLOGIE DES BRITISCHEN FEINDES

Major Otto Lebmann

Im großen Kriege 1914/18, den wir den ersten Weltkrieg nennen, kämpfte, politisch unvorbereitet, ein in der mißverstandenen Tradition Bismarcks und MoltkeshängengebliebenesZentraleuropa gegen den englisch-französischenHerrschaftsanspruch auf den europäischen Raum in einem Zweifrontenkriege, der für die beiden europäischen Großmächte, das Deutsche Reich und die österreichischungarische Doppelmonarchie, mit ihren Verbündeten, Türkei und Bulgarien, nach dem kräftemäßig bedingten Mißlingen an der Marne an sich nur noch wenig Aussicht auf einen glatten Endsieg hatte. Das schien sich zu ändern, als 1917 Rußland unter dem Bolschewismus zusammenbrach. An die Stelle des kaiserlichen Rußland'trat aber aktiv als See- und Versorgungsmacht das Amerika Wilsons, das den Seekrieg und auch den Landkrieg im Westen durch Hungerblockade schließlich zugunsten der englisch-französischen Koalition entscheiden konnte. Die eigene Schuld Deutschlands, das das eigene Volk und seine damaligen Bundesgenossen nicht mit starker Hand zu führen verstand, und die Hungerblockade ließen die immer schwächer werdende Stellung der Zentralmächte sich zur Niederlage vollenden.

Es besteht längst keinerlei Zweifel darüber, daß der erste Weltkrieg Englands ureigenster Krieg war, von langer Hand bestens vorbereitet mit dem Ziel der Niederringung- des deutschen Wirtschaftsgegners auf allen Märkten der Welt. Im Gegensatz zur heutigen Lage Englands im zweiten Weltkrieg, der wieder das Werk der englischen Politik aus den

gleichen Motiven und zusätzlich anderen, auf dem innerpolitischen Gebiete liegenden, ist, war der erste Weltkrieg ein verhältnismäßig leichter Krieg, der mit einem mit nicht allzu hohen Blutopfern erkauften Sieg für England endete. Die weltwirtschaftlichen Erwägungen Englands erzeugten also zwei Welt-kriege, sie sind Ausgangspunkt alles Geschehens.

Zwei Jahrzehnte lang fühlten sich England und Frankreich dank dem Diktat von Versailles als unbestrittene Sieger und Herren Europas. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zogen sich aus Europa bereits zurück-, kaum daß Wilson den europäischen Boden zur Teilnahme am Friedensdiktat von Versailles betreten hatte. In diesem ersten Weltkriege standen Ehrlichkeit, Sauberkeit der Gesinnung, aber politische Schwäche und Weichheit in Deutschland gegen Lüge, Verschlagenheit, Skrupellosigkeit und Zähigkeit in England, gepaart mit einem ganz klaren Vernichtungswillen gegenüber Deutschland. Das 4,5jährige Ringen des ersten Weltkrieges erfolgte von uns aus auf der militärischen Ebene, während bei England der Schwerpunkt im Politischen lag, es offenbarte klar und deutlich die Nationalcharaktere der beiden gegeneinander kämpfenden Völkergruppen.

Aus dem Taumel des angeblichen Sieges von 1914/18 setzte England, der uneingeschränkten Waffenhilfe Frankreichs gewiß, zum nächsten großen Kriege, dein zweiten Weltkriege, an, als Deutschland, wieder stark und lebensbewußt sowie stets unbegrenzt arbeitsfreudig, unter der Führung von Adolf Hitler versuchte, sich aus den Fesseln des Versailler Diktats durchaus friedlich und allmählich zu lösen und damit seine europäische Großmachtstellung zurückzugewinnen.

In diesem Stadium der Entwicklung der Dinge zum Kriege werden bereits die grundlegenden psychologischen Irrtümer Englands sichtbar, man erkennt sie schon in den Krisenjahren seit der Besetzung des Rheinlandes und der Wiedergewinnum, der deutschen Wehrhoheit. Sie sind so grundlegender Natur, daß sie den gesamten Ablauf dieses weltweiten zweiten Krieges entscheidend beeinflussen.

Englands Kriege tragen stets das gleiche Kennzeichen: England ließ und läßt stets andere für sich kämpfen, bluten und verbluten, um die eigene Volkskraft möglichst weitgehend zu schonen. Englands Kriege sind stets Raub- und Eroberungskriege und werden stets um Beute mit, einer kaum noch zu übersteigernden Brutalität geführt. In jedem englischen Kino kann man ständig eine rollende Weltkugel sehen, über die die Namen Kanada, Indien, Australien, Neuseeland, Südafrika, Malta, Gibraltar und Ägypten gleiten. Hierzu läuft ständig folgender Text: "Vergiß nicht, wir beherrschen 611 Dominions, Protektorate, Kolonien und sonstige Schutzgebiete. Vergiß nicht, wir beherrschen mit 47 Millionen Eng]ändern ein Viertel der Erde mit vierzig Millionen Quadratkilometern." Es würde zu weit führen, die Art, wie die Briten sich ihr Weltreich zusammenraubten, mit geschichtlichen Daten zu belegen. England führte nur Raub- und Eroberungskriege, in der Wahl seiner Bundesgenossen war es stets wahl- und skrupellos; England ging mit jedem und geht mit jedem, von dem es annimmt, daß er ihm zum Siege, das heißt züi Beute und Mehrung des Reichtums verhilft. Diesmal hat sich England sehr verrechnet, denn es hat sowohl seine Feinde wie seine Freunde schwer unterschätzt. Im nationalsozialistisch gewordenen Deutschland trat England ein Gegner gegenüber, der die Engländer von Anfang an ganz nüchtern und richtig beurteilte, der genau wußte und weiß, was er will. Das Deutsche Reich wollte seit 1933 die englisch-deutsche Rivalität endlich belieben Lind mit England zu einem dauernden, vernünftigen Ausgleich kommen. Der Füllrer hat das immer wieder zum Ausdruck gebracht; schließlich war das deutschenglische Flottenabkommen ein sichtbares Zeichen des deutschen Verständigungsswillens. Ging England auf die deutschen Ausgleichsvorschläge nicht ein, so blieb dem Führer nicht anderes übrig, als England zu zwingen, die natürlichen Lebensrechte des deutschen Volkes anzuerkennen. Im Sinne einer vernünftigen Verständigung mit England bot der Führer den Briten später sogar die Garantie des britischen Weltreiches durch die deutschen Waffen an. England schlug alles aus, es fürchtete nach wie vor den deutschen Wirtschaftsgegner .... Diese Wirtschaftsangst war seit 1933 sehr ausgeprägt, Deutschand hatte sich ein soziales Fundament gegeben, das, gingen die Briten auch nur in bescheidenen Formen mit dieser Entwicklung mit, ihnen das Festhalten ihrer derzeitigen Weltmarktpreise sehr erschwerte oder fast unmöglich machte und ihre Gewinne verringerte. Gerade letzteres verträgt der Engländer einfach nicht.

Deutschland erwies sich dann als Kriegsgegner, der wider Erwarten einen englischen Bundesgenossen nach dem anderen zu Boden schlug, England erst einmal aus Europa verjagte und die gesunden Abwehrkräfte im europäischen Raum sammelte, um sie gegen England und später gegen den Bolschewismus in dem Entscheidungskampf um die Zukunft Europas einzusetzen.

England unterlag dem größten Irrtum seiner Geschichte in der Einschätzung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde und Bundesgenossen, insbesondere der Vereinigten Staaten von Nordamerika als Helfer im Kampf gegen Deutschland und Europa, denn die USA. hatten aus dem Zusammengehen mit England im ersten Weltkriege gerade auf wirtschaftlichem Gebiet sehr viel gelernt. Einen mächtigen Bundesgenossen glaubte England gewonnen zu haben, reich an Rohstoffen und reich an Fertigüngs-Industrie, reich überhaupt und stets gebefreudig für den gemeinsamen, das heißt englischen Sieg - einen Bundesgenossen, der aber wie 1914/18 weit abseits und jenseits des Ozeans sitzt und seinen Kontinent in dessen Nordhälfte beherrscht, wie man den europäischen Kontinent in seiner Westhälfte für alle Zukunft zu beherrschen wünschte. Sehr zum britischen Leidwesen entpuppte sich der nordamerikanische Freund und spätere Bundesgenosse aber genau als das Gegenteil: als brutaler Geschäftsmann und Gläubiger der britischen Kriegsschulden von 1914/18, wohl als ein guter und stets bereiter Lieferant, der aber in Geldsachen nach den Erfahrungen des ersten Weltkrieges keinerlei Spaß mehr verstand und seinem englischen Schuldner rücksichtslos an die Kehle ging, sobald er sich den Wünschen und Forderungen seines Gläubigers zu

entziehen versuchte. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika registrierten mit Befriedigung erst einmal jede Schwächung des britischen Schuldners, der auf alte Schulden neue häufte, der aber weder ehrlich zahlen wollte noch konnte, um sich dann von Fall zu Fall aus der englischen Substanz zu befriedi-,en und ihn allmählich und Schritt für Schritt durch Aufsaugen als bisherige Wirtschaftsgroßmacht zu vernichten. So verlor England, durch seinen europäischen Krieg vollkommen in Anspruch genommen, Position um Position, Markt um Markt an die USA. So verliert England, je länger der Krieg dauert und es die USA. wirtschaftlich in Anspruch nehmen muß, sein zusammengestohlenes Weltreich an die Amerikaner auf friedlich-freundschaftlichem Wege. Der gemeinsame Kampf Englands und der USA. gegen Japan kostete England Ostasien, hinzu kommt der Verlust der eigenen Autorität im Inneren gegen den Bolschcwismus.

Als der französische Bundesgenosse Englands 1940 so zusammengebrochen war, daß er in der englischen Rechnung gestrichen werden mußte, lag im Spätsommer 1940 ein deutscher Durchstoß nach der englischen Insel nahe. Die Ereignisse stellten England vor die Alternative, den Krieg gegen Deutschland entweder unter Verzicht auf bisherige Ansprüche zu beenden oder den Kampf fortzusetzen, allerdings auf ganz veränderter Grundlage. In diesem Zeitpunkt griff Roosevelt ein, der sidi bei einem Nachgeben Englands um sein wirtschaftlichimperialistisches Kriegsziel betrogen sah, und hielt die Briten mit dem Versprechen jeder nur denkbaren Hilfe, gesteigert bis zur aktiven Beteiligung, im Kriege gegen Deutschland fest. Das war für England viel zu verlockend, um nicht darauf einzugehen. Gleichzeitig sicherte man sich insgeheim das Eingreifen des Bolschewismus in den europäischen Krieg von Osten her, um damit die englische Insel aus der Gefahrenzone zu rücken, in die sie der Zusammenbruch Frankreichs, vorher die Niederlage in Norwegen und die Inbesitznahme der gesamten westeuropäischen Atlantikküste von den Pyrenäen bis zum Nordkap durch Deutschland, gebracht hatte. Anders ausgedrückt: England -warf sich den Vereinigten Staaten und dem Bolschewismus in die Arme, in der irrigen Meinung, es könne damit sich und sein Weltreich retten.

Selbst als sich Roosevelt, für den der Krieg in Europa nur ein gutes Geschäft sein sollte, von England für den Fall des Unterliegens die britische Flotte zusichern ließ, wurde man in London noch immer nicht hellhörig, auch. dann nicht, als Molotow etwa zur gleichen Zeit den bolschewistischen Herrschaftsanspruch auf Südost- Lind Nordost-Europa in Berlin anmeldete und vom Führer abgewiesen wurde. Die Sowjetunion verstand es ausgezeichnet, die Briten über die wahren bolsd-lewistischen Kriegsziele zu täuschen, die in dem Wort "Weltrevolution" zusammenzufassen sind.

Heute fühlt man sich in England mit beiden Bundesgenossen durchaus nicht wohl. Durch die USA. hat man bereits viele Nackenschläge und Verluste einstecken müssen. Die Sowjets sind raffinierter, sie haben ihre Forderungen auf Südost- und Nordosteuropa mittlerweile auf den Herrschaftsanspruch auf ganz Europa ausgedehnt, und für ihre auch gegen Großbritannien gerichteten Absichten liegen zwei ganz markante Beweise vor: der Geheimbefehl Stalins vom 18. Februar 1943 und die Veröffentlichungen des Bandes IV des "Litauischen Archivs".

Man vergleiche das Verhältnis Englands zur Sowjetunion 1941/43 mit dem Verhältnis Deutschlands zur Sowjetunion 1939/41: damals näherten sich bekanntlich die Bolschewisten Deutschland und es kam zu dem Vertragswerk vom August 1939, das zweifellos große Vorteile für Deutschland bot und bis 1941 auch behalten hat. Wir wissen, daß Moskau damals von vornherein die Absicht hatte, die Verträge mit Deutschland nur so lange zu halten, wie es den Bolschewisten paßte, das heißt mit ihren Weltrevolutionsplänen vereinbar war.

1940/41 warb England um die bolschewistische Waffenhilfe gegen das siegreiche Deutschland, das England hart bedrohte. Die Bolschewisten sahen für sich den größeren Vorteil im Zusammengehen mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, also ließen sie, wenn auch noch nicht nach außen hin, die Verträge mit Deutschland allmählich fallen, um solche zu gegebener Zeit mit England einzugehen. Sie werden sich voraussichtlich auch über die Verträge mit England hinwegsetzen, wenn es ihrer Weltrevolution Vorteile bringt. Das sagt Stalin unmißverständlich in seinem Geheimbefehl vom 18. Februar 1943: sein altes unverrückbares Ziel, sein politiches Ziel, das er mit Waffengewalt erreidien will, weil er es anders nicht schafit, sei die Weltrevolution; sein Kampf gelte auch dem englischen und nordamerikanischen Weltkapitalismus, aber das dürften die in England und in den USA. nicht merken, wenigstens jetzt noch nicht.

Als daher Churchill, der sich bisher als wütender Bolschewistenfresser gebärdet hatte, den Bolschewismus gegen Deutschland auszuspielen begann und schließlich sein Bündnis mit der Sowjetunion schloß, war England im Rahmen der Stalinschen Weltrevolution bereits das nächste sichere Opfer der Sowjets. Stalin kann nur Bundesgenossen gebrauchen, die im Kriege stehen, sich im Kriege schwächen und innerpolitisd-i durcheinander kommen und daher leichter für den B.olschewismus einzufangen sind. Man muß erst einmal im Lande des Bundesgenossen als Freund stehen und dann auf dem Wege über die gemeinsame Kriegführung in alle seine Gebiete eindringen. In Deutschland war das aussichtslos, in England bringt dieses Verfahren ständig sichtbare Erfolge. England gewann daher, als es im Sommer 1940 und in der Folgezeit ganz allein im Kriege stand, nur scheinbar zwei starke Bundesgenossen, es beging aber den großen psychologischen Fehler, zu übersehen, daß beide nur ein Ziel hatten: England eines Tages mit Haut und Haaren zu fressen.

Dem Briten liegt es ganz und gar nicht, mit großem Einsatz auf europäischen Schlachtfeldern zu kämpfen. Er sieht daher eine verlockendere Kriegsentscheidung auf der politischen Ebene der allgemeinen Kriegführung: im Propagandabzw.

Nervenkrieg und im Bombenterror gegen die Zivilbevölkerung. Das Mittel der Hungerblockade hat diesmal versagt. Deutsd-iland zwingt daher England immer wieder zur militärischen Waffenentscheidung, und der deutsche Weg ist zweifellos der sicherste, zumal der Kampf gegen England und gegen den Bolschewismus in direkter Wechselwirkung stehen.

Gegenüberjapan unterlagEngland ebenfalls schweren psychologischen Irrtümern. Schätzte es Japan nur einigermaßen richtig ein, so handelte es bestimmt ganz anders und bremste beizeiten die auf Aggression abgestellte Japanpolitik ab. Es ging dann mit Roosevelt in den Kampf um den Stillen Ozean; das war aber nur die natürliche Folge eines schon bestehenden Abhängigkeitsverhältnisses von den USA., die England von Anfang an zu stark in Anspruch genommen hatte und die nun die Gegenleistung forderten. England war also 1941 gar niclit mehr in der Lage, sich dem Zusammengehen mit den USA. zu entziehen, vermutlich dachte es sich den Ablauf der Dinge so, daß es den europäischen Krieg in der Hauptsache auf die bülschewistischen Schultern abladen konnte.

Die militärische Beurteilung Deutschlands und der Sowjetunion zueinander war ein weiterer psychologischer Irrtum Englands. Die Bolschewisten haben trotz manchen militärischen Erfolgen nicht das gehalten, was sie versprachen. Die Briten wiederum dürften den Bolschewisten seither mehr versprochen haben, als sie jemals halten wollen bzw. können. Wenn man allein eine Analyse der Invasion vornimmt, so erkennt man unschwer, wie lange sie (zusammen mit den Nordamerikanern) die vom Bolschewismus geforderte "zweite FronC dilatorisch zu behandeln verstanden. Und selbst wenn sie jetzt in Süditalien kämpfen, so ist der Bolschewismus mit dieser Lösung durchaus unzufrieden und verlangt nach wie vor eine spürbare Entlastung durch eine Invasion Westeuropas.

England muß sich mittlerweile mehr gegen seine Freunde als gegen seinen deutschen Feind wehren. Selbst eine späte Erkenntnis seiner Lage schützt es nicht mehr vor dem Verlust seines Weltreiches an die Bundesgenossen, die es rief und die es nun nicht wieder loswerden kann, denn diese Bundesgenossen wollen die Auslöschung der bisherigen britischen Weltmacht und ihr Aufgehen im nordamerikanischen Kapitalismus bzw. in der Weitrevolution. Das allein ist der Wille des Weltjudentums.

Deutschlandkämpft mit seinenBundesgenossen insbesondere gegen den britischen Feind, der uns zum zweiten Male jeden nur denkbaren Gegner auf den Hals hetzte, insbesondere die in den USA. und in der Sowjetunion vertretene jüdische Welt. Für uns und auch für Europa ist das ein Waffengang auf Leben und Tod. Friedrich Nietzsche sagte einmal: "Niemand glaubt daran, daß England selbst stark genug ist, seine alte Rolle nur noch 50 Jahre fortzuspielen. Man muß heute vorerst Soldat sein, um als Kaufmann nicht seinen Kredit zu verlieren." England ist auch in diesem Kriege nur Krämer. Darum kann England vielleicht die Frucht seiner zahlreichen psychologischen Irrtümer, den Niedergang, noch aufhalten, es kann ihn aber nicht verhindern.

Wenn wir gegen die ungleiche Koalition von Plutokratie und Bolschewismus mit aller Kraft kämpfen, so tun wir das im Bewußtsein der historischen Schuld Englands, den Bolschewismus auf Europa losgelassen zu haben, damit die englische Rechnung im englischen Hauptbuch eines Tages aufginge. Wir sind uns über die Konsequenz, die hieraus zu ziehen ist, vollkommen klar: wir müssen beide besiegen, erst dann ist Europa frei.

Ausschlaggebend ist die innere Einstellung eines Volkes zum Kriege. Das Volk muß wissen, wofür es kämpft und ob das auch der Kampf auf die Dauer wert ist. Wir sagen, wir kämpfen um unsere Freiheit als Nation. Das ist eine Idee, für die sich jeder, ob Mann oder Frau, ob Deutscher, Rumäne oder Finne, be,geistern muß. Der Engländer muß für den Wohlstand und den Reichtum einer kleinen Oberschicht bluten. Wenn z. B. Frankreich in der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres einen Zusammenbruch kaum erlebten Ausmaßes erlitt, so sind die Ursachen fast ausschließlich geistiger Art. Die französische Idee für den ersehnten Krieg gegen Deutschland war vollkommen negativ, sie umfaßte die Versailler Sicherheitspsychose. Der Angriffsgedanke ging nicht in den französischen Mann hinein, weil man ihn praktisch mit großen nichtssagenden Worten auf Verteidigung drillte. Als es dann ernst wurde, hatte kein Franzose Zutrauen zum Großangriff gegen den deutschen Westwall, kein Franzose hatte Vertrauen zum wirklich angreifenden französischen Soldaten, den man zwanzig Jahre lang unter der Sicherheits- und Maginot-Narkose gehalten hatte. Die Engländer aber, für die ja die betrogenen Franzosen schließlich kämpfen sollten, zogen Anfang Mai 1940 ihre an sich schon schwachen Verbände sofort aus der Maginot-Linie heraus und setzten sie in Richtung auf die Kanalküste in Marsch. Sie erlebten ihr Dünkirchen und erlebten ähnliches in Norwegen.

Die englische Einstellung sieht in jedem Krieg eine Art Kolonialunternehmen, für dessen Durchführung man seine Leute hat. Man übernimmt selbst den Seekrieg, weil man eine große Flotte hat, und weil einem auf diesem Sektor nach den Erfahrungen von 1914/18 nicht allzu viel passieren kann, zumal ja Deutschland nur eine ganz kleine Seemacht darstellt, wesentlich schwächer zur See als damals. Man übernimmt in England weiter den risikolosen Kampf gegen die feindlichen Nerven und steigt mit beachtlicher USA.-Hilfe in den Terrorluftkrieg heutiger Prägung ein. Man verspricht sich um so mehr davon, als mit der Hungerblockade gegen Deutschland und Europa nichts zu erreichen ist. Man kann im Terrorluftkrieg schrankenloser Brutalität freien Lauf lassen und glaubt (jedenfalls nach englischer Rechnung) seine Ziele mit verhältnismäßig geringen Blutopfern erreichen zu können.

Der Brite rechnet in allen Lebenslagen. Man kauft Bundesgenossen, wie man einst Sklaven kaufte und damit de n britischen Reichtum begründete. Das beste Beispiel ist Polen. Der Kaufpreis war ganz gering, denn er bestand lediglich in Versprechungen. England war zu keinem Zeitpunkt gesonnen, Polen wirklich Waffenhilfe züi leisten. Sein Betrug an Frankreich und Norwegen wurde bereits erwähnt, auch auf dem Balkan war es nicht viel anders. In jüngster Zeit besetzte man einfach die portugiesischen Azoren und bezog sich dabei auf einen mehrere hundert Jahre alten "Vertrag".

Die Sowjetunion sollte England 1941 aus der europäischen Niederlage heraushauen. Sie soll es auch heute noch. Dafür bezahlte England die Bolschewisten mit dem ungedeckten Scheck der Preisgabe Europas - mit dem Nebengedanken, daß es ja doch nicht dazu käme, wenn Deutschland und die Sowjetunion sich erst gegenseitig aufgefressen hätten. Das ist der nackte Krieg um Beute; diese Raffgier ist ein integrierender Bestandteil des britischen Nationalcharakters. England beging nur den psychologischen Irrtum, nicht zu erkennen, daß die USA. und die Sowjetunion von der gleichen unersättlichen Raffgier besessen sind, und zwar gegen England ...

Der britische Soldat kämpft nicht gerne, aber er kämpft, wenn es sein muß, mit Passion. Er liebt mehr den Kolonialkrieg. Im großen Rahmen bevorzugt der Brite stets die ganz sichere Grundlage erdrückender technischer und zahlenmäßiger Ulberlegenheit. Auf Sizilien standen je eine Division auf deutscher gegen je eine Armee auf englisch-amerikanischer Seite, und das sechs Wochen lang,! Das militärische Zutrauen zur eigenen Sache war nicht allzu groß, der italienische Verrat, das Werk Englands, sollte den Alliierten zu einem möglichst leichten Siege verhelfen. England ist so oder so immer nur materialistisch eingestellt, es will jede Ware stets so billig wie möglich an sich reißen. Auch der Krieg ist für England nur ein Geschäft.

Der englische Soldat ist kein schlechter Soldat, er überscliätzt jedoch stets stark sich und seine Führung, die nur mit dem ganz großen Sicherheitskoeffizienten der vielfachen Uberlegenheit angreift. Mit der Uberscliätzung der eigenen britischen Leistung Hand in Hand geht die Unterschätzung des deutschen Gegners, ein psychologischer Irrtum, der nicht mehr zu korrigieren ist. Der englische Soldat ist zäh und stur, das sind gewiß schätzenswerte Eigenschaften, mit denen allein man aber keinen Krieg gewinnen kann. Der schwerste psychologische Fehler Englands liegt aber in der Uberschätzung der eigenen Seemacht. Manhat nicht erkannt, daß sich die Verhältnisse über See gegenüber dem ersten Weltkrieg trotz der schwachen Seemacht Deutschlands grundlegend geändert hatten. Man ging in diesen Krieg in der leichtfertigen Annahme, wieder durch Blockade allein einen Krieg gewinnen zu können, ohne selbst Not zu leiden.

Churchill und Roosevelt haben neuerdings das alte abgegriffene Schlagwort vom preußischen "Militarismus", den sie vernichten müßten, wieder hervorgeholt. "Militarismus" bedeutet die Summe höchster soldatischer Leistung des Geistes und des Körpers. England hat in diesem Kriege, direkt und indirekt, schwere militärische Niederlagen hinnehmen müssen, weil es im Verein mit seinen zahlreichen Hilfsvölkern dem deutschen Gegner einfach nicht gewachsen war. Diese sichtbare, nicht wegzuleugnende militärische Unterlegenheit nennen sie in London und Washington nun wieder den preußischen "Militarismus" und wollen ihn plötzlich im fünften Kriegsjahr ausrotten.

Die Leistung des "preußischen Militarismus" ist in diesem Kriege besser geworden, das bekennen wir frei und offen, weil militärische und politische Führung diesmal in einer Hand sind und von einem entschiedenen Vemid-itungswillen gerade gegen England, den ewigen Friedensstörer in Europa, getragen werden. "Militarismus" ist die soldatische Einstellung eines ganzen Volkes auf den ewigen, immer wiederkehrenden Abwehrkampf gegen den Feind, der immer derselbe ist und der deutschen Nation ein Leben in Frieden, Ruhe und Wohlstand nicht gönnt. Und weil dem so war und ist, wurden die Deutschen so harte und so gute Soldaten, dazu erweckte sie nach der Schmach von Versailles wieder der Führer, der diese grof3e Auseinandersetzung auf sich zukommen sah und daher das gesamte Volk pflichtgemäß darauf vorbereitete. Er formte den deutschen Soldaten und damit von 1939 an auch seine Leistung auf den Schlachtfeldern und formte daneben auch die seelische Widerstandskraft der Heimat. Eine solche, alles umfassende Grunderziehung der ganzen Nation, die in einen Kampf um Sein oder Nichtsein gehen mußte, ob sie wollte oder nicht, nennt die britische Propaganda heute wieder den "preußischen Militarismus". Das ist das klare Einaeständnis der Unterschätzung des deutschen Gegners durch England. Wir Deutschen sind stolz auf unseren "Militarismus", dann sind wir nämlich seit Friedrich dem Großen und seit der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht durch Scharnhorst ganz auf dem richtigen Wege und werden uns in diesem weltweiten Ringen um unsere Zukunft als Nation auch siegreich behaupten.

Der Soldat ist so wie das Volk, das ihn hervorbringt. Ein Volk von Krämern hat eben nur Soldaten seiner Art.

Der Sinn der "Militarismus"-Propaganda ist klar: England diffamiert den deutschen Soldaten, mit dem es auf dem Schlachtfeld nicht fertig wird, um mit diesem Schlagwort unser Volk zu Uneinigkeit und Aufsässigkeit zu verleiten. Vom Briten stammt der Begriff Jair", nicht aber um selbst danach zu handeln, sondern um den Gegner mit "unfairness" propagandistisch zu belasten, wenn er mit gleicher oder auch nur ähnlicher Münze zurückzahlt. Daher ist dem Briten jedes noch so gemeine Kampfmittel recht. Nur darf man es im Gegenschlag nicht auch gegen England anwenden, dann wird es sofort "unfair". Verrat, Greuellügen, Mord, Terror jeder Art gegen Frauen und Kinder, bald durch Hunger, bald durch Luftangriffe, das sind die traditionellen britischen kampfmittel, um nicht selbst kämpfen und Blutopfer bringen zu müssen. Nur ein Brite kann die Flucht aus Dünkirchen 1940 aus kalter Berechnung in einen Sieg umfälschen. So ertötet man das Gefühl des Soldatischen und die Empfindung des Schmachvollen, man macht den Soldaten gleichgültig gegen Niederlagen und überträgt dieses Gefühl der Gleichgültigkeit progressiv nach unten auf alle Dienstgrade. Dem Briten

macht das nichts aus, er rechnet nur nach, ob so etwas den Endsieg, also wirtschaftlichen Verlust oder Gewinn, berührt. Die britische Führung möchte wieder einmal mit stoischer Ruhe alle Schlachten verlieren, um mit irgendeinem unsagbar gemeinen Mittel doch noch den Krieg zu gewinnen.

England führt Krieg, um sich für den Frieden auf Kosten anderer zu schonen.

Dieser Absicht entgegen liegen die Tatsachen in diesem Kriege jedoch anders. England hat es nicht nur mit dem heute geeinten Großdeutschen Reich zu tun, sondern auch einige andere einsichtige Staaten Europas sind zum Freiheitskampf gegen Groß-Britannien angetreten. In Ostasien sieht sich der Brite im Kampf mit dem starken und tapferen Japan, an das er bereits einen Teil seines Weltreiches verloren'hat. Uberall aber ist seine Position dadurch geschwächt, daß er gegen seine Freunde und Bundesgenossen ständig auf der Hut sein muß.

So ist England, unabhängig von jeder möglichen Entscheidung des Krieges, in jedem Falle der Verlierer, der eines Tages seine psychologischen Irrtümer bezahlen muß.

Unzerstörbene Glaube

Die Sträucher treiben... Erstes Frühlingsahnen
geht leise durch das leidgeprüfte land...
Ihr Tröster im smaragdenen Gewand,
bald schwnkt ihr eure grünen Hoffnungsfahnen!

Nach Schreckensnächten voller Blut und Brand
wollt ihr und an die größte Wandlung mahnen:
Das Taggestirn zieht höher schon die bahnen,
als unseres Sieges görrlich' Unterpfand.

Denn dies Gesetz ist ewig und gewißt:
Nie ward der Lenz vom Winter überwunden,
und nie das Licht vom Heist der Finsternis.

Das werden goldene Ernten einst bekunden,
wo ties Schicksals Pflug die Furchen rißt,
und Rosen werden blüh'n um alle Munden!

Heinrich Anacker

VON DER KONSEQUENZ DER WELTANSCHAUUNG

"Ein Wort aus der Front" von Leutnant K. Torges

"Die nationalsozialistische Staatsfübrung ist daher entschlossen, diesen Kampf mit dein äußersten Fanatismus und bis zur letzten Konsequez zu führen. Sie wird sich hierin unterscheiden von der schwäeblichen und feigen Führung der deutschen Nation im Weltkrieg. Die Partei, die in ibren Mitgliedern ibren übergroßen Blutzoll an der Tront bringt, trägt mit ihren Organisationen der Jugend und des Alters, der Frauen und Mädchen auch zu Hause die verantwortliche Arbeit nicht nur an der Erziebung, sondern vor allein an der Jübrung unserer Volksgenossen in schwersten und bittersten Stunden. Der Krieg bat die nationalsozialistische Bewegung einst geschaffen, im Krieg muß und wird sie sich gerade desbalb beute erst recht bewähren."

Diese klaren und eindeutigen Worte des Führers über den Krieg in seinem diesjährigen Neujahrsaufruf an das deutsche Volk lassen keinen Zweifel darüber, daß, je länger der Krieg dauert, er um so fordernder über den einzelnen und sein Schicksal dahinschreitet. Wir haben inzwischen auch eingesehen, daß dieses Ringen im Grunde um zwei sich wesensfremde diametrale Ideen und Weltanschauungen - Nationalsozialismus und Bolschewismus - geführt wird. ja, der Schriftsteller Ulrich Sander hat recht, zu sagen, daß das Ende dieses Krieges das zukünftige Gesicht der Menschheit bestimmt.

Der Krieg muß entschieden werden zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus. Ein Niemandsland zwischen beiden kann es nicht geben, darüber geht die Entwicklung hinweg.

Wenn sich Völker als Träger zweier Weltanschauungen gegenüberstehen und um Sein oder Nichtsein miteinander kämpfen, muß das von beiden auf die Dauer im Vorteil bleiben, dessen Träger die Grundsätze der Weltanschauung am weitesten aus freiem innerstem Entschluß zu ihrem arteigenen Lebensgesetz gemacht haben; denn nur dafür weiß man mit Fanatismus zu kämpfen.

Die Konsequenz der Weltanschauung wird damit zum Maßstab der Kampfkraft einer Nation.

In der Erkenntnis dieser Tatsache bleibt festzustellen, daß wir im Nationalsozialismus nach jahrhundertelangem Suchen unser deutsches Lebensgesetz fanden, daß aber mehr noch zu tun bleibt. Nicht was wir fanden ist alles, sondern was wir tun, was wir müssen!

Einer zweitausendjährigen Entwicklung anderer Weltanschauungen gegenüber stehen zwanzig Jahre nationalsozialistischen Ringens um die Seele des deutschen Menschen. Mitten in dieser Arbeit stellte uns alle der Krieg vor die Tatsache, dieses neue Lebensgesetz, das in seinen Tiefen noch nicht einmal jeder begriffen hatte, nun schon gegen Gegner und Feinde unseres Lebens nach außen zu verteidigen. Trotz des militärischen Kampfes bleibt deshalb tägliche innere Aufgabe, *dieses Grundgesetz nationalsozialistischer Prägung auch vor sich selbst verantwortlich zu leben.*

Wurden jedem, der die Entwicklung sah, die weltanschaulichen Schwierigkeiten klar, die sich für manchen bei der Umstellung von der friedlichen Arbeit auf den Krieg ergaben, so ist heute nicht weniger Grund für die Feststellung vorhanden, daß es sichtbar schwieriger ist, als Nationalsozialist in voller Uberzeugung und in letzter Konsequenz mit sich selber zu leben, als sich geistreich darüber zu unterhalten. Auf das Leben muß es ankommen, wie ja auch der Krieg darum geführt wird.

Unser Leben - mag es durch den Krieg auch längst nicht mehr in der breiten alltäglichen Bahn fließen, sondern in einer viel schmaleren, uns ungewohnten, kriegsmäßig hart erscheinenden - in seiner arteigenen Form, in seiner Substanz zu erhalten, ist wesentlich. Man hat bei so manchen Erscheinungen in den Großstädten im Reich, aber weit mehr in den besetzten West- und Ostgebieten, etwa Paris und Riga den Eindruck, daß wir Deutsche in alter herkömmlich bekannter Art zu leicht und zu schnell unsere Art zugunsten anderer, fremdvölkischer zurückstellen, um hier nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen. Das aufklärende und aufrufende Richtheft des OKW. "Der deutsche Soldat und die Frau aus fremdem Volkstum" wendet sich nämlich nicht allein an die Front, sondern vor allem auch an alle in den rückwärtigen Gebieten eingesetzten deutschen Menschen. Dem Einwand, das seien "Kriegserscheinungen", ist mit Recht zu entgegnen, daß, in voller Erkenntnis der Lage im fünften Kriegsjahr und der soeben gezeigten weltanschaulich-politischen Aufgabe im Volk, es eine ebenso einzusehende Kriegserscheinung ist, jetzt das arteigene Lebensgesetz um so mehr zu hüten. - Versteckt sich hinter den sogenannten "Kriegserscheinungen" nicht allzuoft der eigene bequeme Mensch? - Und gibt man etwas nicht um so leichter auf, je weniger tief oder fest man sich damit verbunden fühlt oder es sein eigen nennt? - Man bedenke: *Nationalsozialismus ist und bleibt unseres Volkes lebensgesetz. Dafür kämpfen wir heute. Es bleibt nach dem Kriege formendes und gestaltendes Prinzip unseres lebens!* -

Wir sind Führungsvolk in Europa, das heute als Bollwerk für eine bessere Zukunft den größten Teil des Kampfes für die Völker dieses Kontinents trägt. Wir sind es vorerst durch die vom Führer als Lebensgesetz aller Deutschen gegebene Idee; Träger und Kämpfer dieser Idee - Soldaten des Reiches - haben den demokratischen Westen besiegt, bestehen täglich den Kampf gegen die bolschewistische Idee im Osten. Wo sollte Grund dazu sein, Zivilisationsmethoden und Lebensweisen anderer Völker und Volksgruppen, die uns unterlagen, sich jetzt auszuleihen? -

Als Deutsche haben wir die stolze Pflicht: *Lebendige Träger unserer arteigenen Idee zu sein* und damit die Substanz unserer Weltanschauung durch den Krieg zu tragen.

Mittelpunkt der nationalsozialistischen Weltanschiuung ist die Rassenfrage. Sie wird zugleich zur Grundlage und zum Schlüssel aller Fremdvolkfragen unseres Kontinents. Wenn der Führer selbst einmal davon sprach, daß Nationalsozialismus keine Exportware wäre, so darf man heute schon getrost überall dort, wo wir vor Fremdvolkfragen stehen und uns daraus Aufgaben erwachsen, glauben, daß wir weder einen Franzosen noch einen Angehörigen der Völker des Ostrautnes zum Nationalsozialisten erziehen wollen. Wir könnten das auch gar nicht.

Ein Hauptziel unseres Kampfes bleibt aber die Verständigung aller europäischen Volkstümer untereinander. Die Führung der Fremdvölker setzt für uns zweierlei voraus:

1. Die Konsequenz der eigenen Weltanschauung und

2. gründliche Kenntnis der Eigen- und Wesensarten der Fremdvölker selbst.

In diesem Ringen der Rassen kann uns allein die nationalsozialistische Weltanschauung als Ausdruck unserer Rassenseele die konstante Kraft sein, die das Reich der Deutschen trägt.

Der Führer lehrt uns, daß kein Zweifel darüber bleiben kann, daß das nationalsozialistische Reich besteht und bestehen wird, denn dieses Reich baut sich'nicht mehr auf einer Person auf und auch nicht auf dem Reich wesensfrernder Erscheinungen. Es baut sich auf auf einer Organisation der höchsten eigenen Wesens- und Lebenswerte unseres'Volkes.

Eines aber verlangt das Schicksal,
ehe es uns mit seiner Erfüllung begnadet - die totale bewährung,
die aus der unge brochenen Kraft unserer Herzen
und aus der Härte unseres ungeugsamen Willens erwächt:
keiner gewinnt,
der nicht den Einsatz auf den Tisch wirst.

Conrad Ferdinant Meyer

DIE MILITÄRISCHE UND POLITISCHE SITUATION IN OSTASIEN

Dr. A. Reithinger

Während in Europa im Zuge des großen Ringens an der Ostfront, der erwarteten Landungen der anglo-amerikanischen Invasionsarmeen im Westen und der schweren Luftbombardements über dem Reichsgebiet das deutsche SdiiLksal ganz auf den Gang der militärischen Entscheidungen festgelegt ist, liegt in Ostasien der Nachdruck der japanischen Politik *mindestens ebenso stark auf den politiseben* und wirtschaftlichen *Problemen der Orlanisation des neuen Großraums wie auf den rein militärisdben Kampfbandlungen.*

Die militärische und außenpolitische Lage

Die Kampfhandlungen sind nach den hinhaltend geführten Einzelaktionen zu Lande wie zur See in der zweiten Hälfte des Jahres 1942 und der ersten Hälfte des Jahres 1943 seit der Mitte des vergangenen Jahres durch die Offensivoperationen der Amerikaner insbesondere im Süden stärker aktiviert worden. Trotzdem ist der ostasiatische Krieg auch in seinem gegenwärtigen Stadium noch ein Krieg der Entfernungen, der Verkehrs- und Nachschubmittel und ein Kampf uni die geeigneten Operationsbasen für den See- und Luftkrieg. Inzwischen, während sich diese Vorfeldkämpfe weit entfernt von den politischen Lind wirtschaftlichen Zentren der beiden Hauptgegner Japan und USA. abspielen, wird auf beiden Seiten das militärische und wirtschaftliche Rüstungspotential für den späteren Entscheidungskampf mit allen Mitteln ausgebaut.

Japans Kriegsziel nach der überraschend schnellen Eroberung seines Großraums ist dabei die militärische, politische und wirtschaftliche Sicherung seiner Stellung in den eroberten Gebieten. Unter diesem Blickpunkt ist die militärische und politische Aktivität Japans auf zwei Aufgaben konzentriert:

1. Die Rückendeckung an der Landfront gegen Westen, d. h. in erster Linie gegen Sowjetrußland, Tschungking-China und Britisch-Indien.

2. Der Ausbau defensiver Operationsbasen an der Seefront gegen Süden, Osten und Norden, also im Inselvorfeld gegen Australien, gegen die SalomonenGruppe und gegen die Aleuten.

1. Die Landfront

Die Rückendeckung an der Landfront nach Westen wird durch eine zweckbedingte Kombination von politischen und militärischen Mitteln angestrebt.

a) Mit der Sowjetunion besteht ein Neutralitätsabkommen, weil keines der beiden Länder wünscht, in seinem Rücken in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt zu werden. Für den Ostasienbeobachter, der sich etwa die Verhältnisse des Jahres 1938 ins Gedächtnis zurückruft, als der Krieg zwischen Japan und Sowjetrußland scheinbar bevorstand und an den Grenzen Mandschukuos bereits probeweise in Gang gekommen war, ist dieser Salto der russisch-japanischen Beziehungen erstaunlich, aber er ist vom Interessenstandpunkt beider Länder gleichzeitig natürlich. Die Vertragspartner

sind beide asiatische Großmächte, und beide sind ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu den bestehenden Bündniskoalitionen an einer Beseitigung fremden, d. h. außerasiatischen Einflusses in ihrem Raum stark interessiert.

b) Gegen den ältesten Kriegsgegner China, genauer gesagt, Tschungking-China, in der Person des Marschalls Tschiangkaischek, hat sich in den letzten Jahren ein gewisses System politischer und militärischer Ermüdungsaktionen eingespielt, das die Position Tschiangkaischeks zwar sehr langsam, aber doch sichtbar geschwächt hat. Die japanische Armeeführung hat nach langem, innerem Widerstreben inzwischen einsehen müssen, daß der chinesische Raum zu groß ist, als daß ihr Einfluß dort allein durch militärische Machtmittel gesichert werden könnte. Infolgedessen ist mit japanischer Unterstützung bereits im Herbst 1940 die Republik Nanking-China unter der Präsidentschaft von Wangchingwei als neue chinesische Zentralregierung konstituiert worden. Ihr Programm ist Zusammenarbeit mit Japan, Bekämpfung des Kommunismus und Förderung des Friedens in Ostasien. Die neue Zentralregierung wurde am 30. November 1940 von Japan und Mandschukuo, am 1. Juli 1941 auch von Deutschland, Italien und ihren Verbündeten anerkannt. Seither hat Japan die Nankingregierung durch Übertragung der Verwaltung der britischen Konzessionen in Tientsin und Kanton im Februar 1942 sowie durch politische, wirtschaftliche und finanzielle Unterstützung und durch Vereinbarung eines 5-Punkte-Programms zum Aufbau Nanking-Chinas im Oktober 1942 weiter gefördert. Am 9. Januar 1943 hat die Nankingregierung, die ursprünglich ihre Nichtbeteiligung am Kriege verkündet hatte, England und den USA. den Krieg erklärt. Am gleichen Tage verzichtete die japanische Regierung auf alle exterritorialen Rechte in China und sämtliche Konzessionen, insbesondere auf die internationalen Niederlassungen in Schanghai, Amoy und Peking.

Mit diesen politischen Demonstrationen ist die neue Einstellung Japans gegenüber Nanking-China, die ausdrücklich als Beginn einer "neuen Politik" verkündet wurde, gekennzeichnet. Die japanischen militärischen Stellen hatten zu Beginn des Krieges in Nanking-China die Tendenz verfolgt, die für ihren kriegswirtscharftlichen Bedarf geeigneten Hilfsquellen des Landes unter Zurückstellung der chinesischen Interessen zu beschlagnahmen und durch eigene Verfügung auszubeuten. Der neue Außenminister Schigemitsu, der sich seit Jahren auch gegen die Widerstände im eigenen Land für eine freundschaftliche Politik der Zusammenarbeit mit China eingesetzt hat, bedeutet hier also nicht nur einen neuen.Mann im Kabinett, sondern ein neues Programm. Die von ihm und dem Leiter des Großostasien-Ministeriums, Aoki, vertretene neue Politik ist bestrebt, die Chinesen in weitem Umfang zur Zusammenarbeit heranzuziehen und daher ihrer eigenen Verantwortung größeren Spielraum zu gewähren. Im Rahmen dieser Politik liegt es, den Chinesen die Fabriken und anderen Unternehmungen, die bisher unmittelbar von den japanischen Militärstellen betrieben wurden, zurückzuerstatten. Symptomatisch dafür ist auch die in letzter Zeit erfolgte Rückberufung japanischer Kleinhändler aus China. Es wird natürlich entscheidend davon abhängen, wie diese Dinge sich in der Praxis an Ort und Stelle, und zwar im täglichen Leben zwischen den japanischen Militärkommandos und Wirtschaftsstellen und der chinesischen Bevölkerung einspielen werden. Denn die Japaner haben auch bei den den Einflüssen Tschungking-Chinas mehr oder weniger entzogenen Chinesen noch mit tief eingewurzelten, durch ihre Haltung zu Beginn des Einmarsches und die lange Dauer des Konfliktes verstärkten Vorurteilen zu rechnen, die nicht von heute auf morgen zu beseitigen sind.

Gleichzeitig mit dieser politischen Offensive nehmen die militärischen Einzelaktionen gegen Tschiangkaischek in China ihren Fortgang, deren strategischer Zusammenhang für uns im Westen allerdings oft nur schwer erkennbar ist. Die Nachrichten vom japanischen Kriegsschauplatz zeigen seit Jahren das gleiche äußere Bild. Die Japaner melden in unregelmäßiger Folge größere und kleinere Offensivaktionen. Nach einiger Zeit kommt dann häufig die Meldung, daß sie nach Erfüllung ihrer Äufgaben die erreichte Stellung wieder aufgegeben haben. Bestimmte Fronten werden kaum erwähnt und existieren in unserem Sinne auch kaum. Im großen und ganzen dürfte es sich rein militärisch an dem Stand der letzten Jahre, daß nämlich die Japaner die wichtigen Eisenbahnlinien und festen Stützpunkte in der Hand haben und die Chinesen einen beweglichen Partisanenkrieg führen, auf dem Lande und vielfach hinter den japanischen Linien und Stützpunkten operieren, kaum viel geändert haben.

Die militärische Lage Tschungking-Chinas wird entscheidend dadurch beeinflußt, daß sie von ihren wichtigsten Wirtschaftsgebieten und von der Versorgung mit Kriegsniaterial über See abgeschnitten ist. Nach dem Ausfall der *Birma-Straße* gibt es nur noch zwei Verbindungen mit der Außenwelt, die Luftroute von Assam nach Kunming-Tschungking und die alte Seidenstraße über Langtschau nach dem asiatischen Rußland. Auf der Assai-nroute fliegen amerikanische Transporter und auf der Seidenstraße kommt in beschränktem Umfang auf 3- bis 4-Tonnern amerikanisches Material herein. Die in der Presse öfter genannte AssamStraße, die von Sadiya aus über die 5000 m hohen Ausläufer des Himalaya und die tief eingeschnittenen Flußtäler des Salwin, des Mekong und des Jangtse nach Tschengtu führen soll, ist bisher noch ein Wunschtraum. Praktisch scheint das Assamprojekt jetzt durch eine von Darjeeling im Sikkimgebiet zwischen Nepal und Bhutan ausgehende und über Lhasa nach Batang führende Straße ergänzt zu werden, die jedoch die gleichen Schwierigkeiten wie das Assamprojekt zu überwinden hat.

Unter diesen Umständen ist das ständige Drängen Tschiangkaischeks und der Tschungkingregierung auf bessere Unterstützung im Kampf gegen Japan und auf eine Vorrangstellung des asiatischen Kriegsschauplatzes gegenüber Europa verständlich.

c) Im Kampfgebiet an der birmesisch-indischen Grenze hat auch die zweite Runde des britisch-japanischen Waffenganges überlegen für Japan geendet. Die Mitte Dezember 1942 gegen das birrnesische Grenzgebiet Arakan vorgetragene britische Offensive hatte wohl von vornherein kaum die Wiedereroberung der Birma-Straße, sondern ein

Vorschieben der militärischen Sicherungszone für Indien und die Besetzung des Hafens Akyab am Bengalischen Golf an der Mündung des Mayu zum Ziel. Das anfänglich rasche Vordringen der Briten - wobei allerdings ein britischer Landungsversuch südlich von Akyab scheiterte - wurde Mitte März des Vorjahres durch einen japanischen Flankenstoß über den Kaladan nach Westen aufgefangen, der das britisch-indische Expeditionskorps zum Rückzug und zur Aufgabe des eroberten Gebietes zwang. Die Ursache des britischen Fehlschlages trotz vorhanden gewesener Luftüberlegenheit dürften die Schwierigkeiten des Geländes - Gebirge, Flüsse, Dschungel - und des Nachschubs sowie die größere Erfahrung der Japaner in der Dschungelinfiltration sein. Die im Frühjahr dieses Jahres gestartete dritte englisch-amerikanische Offensive hat sich gleichfalls rasch festgelaufen und wurde durch japanische Gegenoperationen beantwortet, die zunächst auf der rechten Flanke (im Norden) den amerikanischchinesischen Vorstoß auffingen, dann im Zentrum die englisch-indischen Truppen bis in die Gegend von Imphal auf bengalisches Gebiet zurücktrieben und im Süden gegen Chittagong vorstoßen. Versuchte Störungen durch englische Luftlandetruppen hinter den japanischen Linien führten zur Vernichtung dieser Abteilungen. Damit dürfte auch der dritte Versuch zunächst fehlgeschlagen sein. Bei der starken Konzentration militärischer Kräfte in Nordindien und dem gleichzeitigen Ausbau Indiens zu dem bedeutendsten Rüstungszentrum des mittleren Ostens dürfte jedoch kaum daran zu zweifeln sein, daß die Engländer zu gegebener Zeit an dieser Stelle einen dritten Waffengang versuchen werden. Auch die Japaner haben trotz ihrer bisher gezeigten Uberlegenheit keinen leichten Stand, da die hier stehenden Armeegruppen schätzungsweise über 5000 Seemeilen vom Mutterland entfernt kämpfen.

2. Die Seefront

Die Kämpfe in dem vorgeschobenen Inselvorfeld der Seefront haben sich im letzten Jahr immer mehr auf drei Abschnitte konzentriert, an denen wechselvolle und zum Teil sehr heftige und für beide Seiten recht verlustreiche Einzeloperationen ausgefochten wurden. Die Kriegführung der Alliierten stand nach den Niederlagen bei Pearl Harbour, Singapore und Corregidor, nach denen ihnen der gleichzeitige Einsatz ihrer vollen Machtmittel in Europa und Ostasien nicht mehr möglich war, unter der Parole: "Zuerst Niederwerfung von Hitler und Mussolini und dann Rache für Pearl Harbour", die in Casablanca bestätigt wurde. Bis dahin sollten in hinhaltender Kriegführung Indien und Australien gesichert, die völlige Niederwerfung Tschungking-Chinas verhindert und - soweit dies bei beschränktem Einsatz der Flotte möglich war - eine vorsichtige Ausdehnung der Operationsbasen im Stillen Ozean in weitem Ring um Japan angestrebt werden. Dies ist bisher im wesentlichen gelungen.

a) Der Kampf im australischen Vorfeld hat sich zugunsten der Angelsachsen, d. h. in diesem Fall besonders der Amerikaner, entwickelt. Man wird zwar die Gründe für die im Frühjahr 1942 durch den japanischen Ministerpräsidenten mehrfach an Australien gerichtete letzte Aufforderung, "den Kampf aufzugeben und sich Japan anzuschließen, da es völlig hilflos und nicht zu verteidigen sei", mehr auf dem Gebiet des Nervenkrieges als offensiver militärischer Uberlegungen suchen müssen. Schließlich haben die Japaner ja in China ausgedehnte Erfahrungen über die Gefahr eines Versickerns selbst großer Armeen in so riesigen Räumen sammeln können. Immerhin aber hatten die Australier diese Drohung ernst genommen, wie aus den damaligen dringenden Hilferufen ihres Ministerpräsidenten Curtin an die USA. und der Vorbereitung einer Räumung Nordostaustraliens unter Rückzug auf eine von Brisbane ostwestlich quer durch die Provinz Queensland laufende Verteidigungslinie hervorging. Die Lage hat sich inzwischen durch die Verstärkung der australischen Wehrmacht und Miliz, die Heimschaffung der Truppen aus Nordafrika,'den raschen Ausbau der inländischen Rüstungsindustrie und die erhöhte Unterstützung durch die amerikanische See- und Luftmacht völlig verändert.

Bei den Kämpfen im Gebiet der Salomoninseln in der Korallensee und bei den Marschallinseln handelte es sich durchweg um Zusammenstöße kombinierter Seeund Luftstreitkräfte in Verbindung mit Landungs- und Nachschuboperationen. Nachdem Anfang August 1942 amerikanische und australische Heeres- und Marinetruppen auf Guadalcanar gelandet wurden, hat die geglückte Landung amerikanischer Einheiten auf einer Reihe weiterer Inseln die Japaner langsam auf günstiger gelegene Verteidigungslinien zurückgedrängt. Durchweg hat der erfolgreichere amerikanische Nachschub infolge der Luftüberlegenheit die Entscheidung herbeigeführt. Die Kämpfe waren begleitet von einer Reihe von See- und Luftschlachten in der Korallensee - hauptsächlich um die Inseln Guadalcanar, Rennell und Ysabel, im Bismarck-Archipel und bei den Florida-Inseln, bei denen die Amerikaner schwere Schiffsverluste einstecken mußten, aber auch die japanischen Verluste nicht unbedeutend gewesen sein dürften.

Das Gesamtergebnis dieser kombinierten See- und Luftkämpfe im südlichen Inselvorfeld hat gezeigt, daß eine Ausdehnung der japanischen Operationen über die jetzige Linie hinaus nicht mehr in Frage kommt. Umgekehrt ist bei den Angelsachsen die Erkenntnis gewachsen, daß das sogenannte "lnselspringen", d. h. eine Beseitigung der japanischen Stellung im Stillen Ozean auf dem Wege der Rückeroberung von einer Insel zur anderen zu viel Zeit und Opfer kostet. Infolgedessen haben sie ihre Operationen auf die Gewinnung weiter nördlich gelegener Inselstützpunkte konzentriert, um dadurch den japanischen Nachschub zu stören, was ihnen bis zu einem gewissen Grade auch geglückt ist.

b) Auch im vorgeschobenen Inselvorfeld gegen Norden, an der Grenze der Arktis, sind die Japaner ausgesprochen in der Defensive. Die im Juni 1942 auf einigen westlich der Halbinsel Kamtschatka benachbarten Inseln der AMuten - insbesondere Attu und Kiska - von den Japanern vorgenommenen Truppenlandungen hatten offenbar den Zweck,

künftig amerikanische Luftangriffe gegen das Mutterland möglichst zu erschweren. Die Lage der Besatzungstruppen war von Anfang an schwierig und mußte sich verschlechtern, wenn die See- und Luftüberlegenheit in diesem Raum nicht aufrechterhalten werden konnte. Nachdem die Amerikaner den Ausbau einer großen Militärstraße quer durch Kanada nach Fairbanks, dem Ende der Eisenbahn nach der Südküste Alaskas, fertiggestellt und damit ihren Nachschub gesichert haben, sind sie zur Offensive gegen die Aleuten vorgegangen. Der Angriff wurde durch die Besetzung einiger östlicher Inseln der Aleutengruppe vorbereitet und dann Mitte Mai v. j. stärkere Truppenverbände auf Attu gelandet, die in heftigen Kämpfen die dortige kleine japanische Garnison vernichtet haben. Mit dem Fall von Attu war auch das Schicksal der weiter östlich gelegenen Insel Kiska besiegelt.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Japaner insbesondere an der Seefront in der Defensive gegen die amerikanischen Flotten- und Luftstreitkräfte stehen und die nachschubmäßig am weitesten vorgeschobenen Positionen inzwischen wieder räumen mußten. Beide Gegner haben jedoch in diesen Vorfeldkämpfen noch keineswegs ihre vollen Machtmittel eingesetzt. Wieweit die Erfahrungen der bisherigen Kämpfe einen späteren großen Entscheidungskampf unter Einsatz aller Machtmittel erwarten lassen, oder ob die Entwicklung in diesem Raum andere Bahnen einschlägt, läßt sich heute noch nicht übersehen. Zweifellos ist aber die Luftgefahr auch für Japan stark im Wachsen begriffen.

Die politiseben Probleme innerbalb der großostasiatischen Wohlstandssphäre

Die Politik von Casablanca brachte für Japan den Vorteil mit sich, daß es vom Beginn des Jahres 1942 an ohne übermäßige Anspannung seiner militärischen Machtmittel sich voll der politischen Konsolidierung und wirtschaftlichen Erschließun-, seines neu eroberten Großraumes widmen konnte. *Das japanische Inselreich gehört nach den Siegen zu Beginn des Krieges mit den besetzten Teilen des asiatischen Festlandes* und den *kolonialen Gebieten im Süden z. Z. zu den bedeutendsten Großreichen der Erde.* Die unter seiner Kontrolle stehenden Gebiete sind menschenreicher als das britische Weltreich derzeitigen Umfangs. Die Organisations- und Entwicklungsaufgaben dieses riesigen Raumes, in dem ein Viertel der Erdbevölkerung lebt, stellen Japan vor weit größere Probleme, als sie je in der Menschheitsgeschichte ein einzelnes Volk sich zugemutet hat.

Die japanische Staats- und Wirtschaftspolitik hat daraus die Konsequenzen gezogen und einen grundlegenden Umbau der gesamten inneren und äußeren Reichsverwaltung eingeleitet, dessen Grundzüge nach den am 1. September 1942 in Kraft gesetzten Verordnungen folgende sind:

a) Die alten Außenbesitzungen Korea, Formosa, Sachalin und das KwantungPacht,gebiet wurden in das Stammland eingegliedert und der inneren Verwaltung unterstellt.

b) Die neuen Herrschafts- bzw. Einflußgebiete Mandschukuo, Nanking-China" sowie die südlichen Inselkolonien und die hinterindischen Militärzonen wurden in den verschiedensten staatsrechtlichen Formen der "großostasiatischen Wohlstandssphäre" zugeo'rdnet.

Das japanische Mutterland - d. s. die Stamminseln, Korea, Formosa, Südsachalin und Kwantung - hat eine Fläche von 680 000 qkm und eine Bevölkerung von 107 Millionen Einwohnern. Die Landfläche ist also genau so groß wie das Großdeutsche Reich ohne Protektorat, und die Bevölkerung so groß wie die Reichsbevölkerung einschließlich Protektorat und Generalgouvernement.

An diesen Mutterlandskern schließen sich an die seit 1931 besetzten und eroberten Einflußgebiete auf dem asiatischen Festland, die etwa die Stellung von autonomen, mit Japan zusammenarbeitenden Dominien haben oder erhalten sollen.

	1000 qkm	Mill. Einwohner
Kaiserreich Mandschukuo	1300	45
Innere Mongolei	570	4
Nanking-China	etwa 1250 rd	rd. 200
	3,1 Mill.	rd. 250

Weiter kommen hinzu die in Hinterindien und im indonesischen Inselarchipel besetzten oder eroberten Kolonialgebiete und das mit Japan verbundene selbständige Thailand sowie Französisch-Indochina.

	1000 qkm	Mill. Einwohner
Thailand	513	16
Birma	604	15
Indochina	740	23
Malaya	132	4
Inselindien (ohne Neuguinea)	1523	61
Philippinen	196	16
	3,8 Mill.	135

Die sog. großostasiatischeWohlstandssphäre umfaßt also einschließlich Japans z. Z.

7 5 Mill. qkm = 0,5 Milliarde Menschen,

d. i. etwa ein Viertel der gesamten Erdbevölkerung.

Für die politische Struktur der einzelnen Reichsteile sind je nach ihrem bisherigen Verhältnis zu Japan und ihrem Entwicklungszustand verschiedene staatsrechtliche Formen vorgesehen worden. Die stammverwandten asiatischen Festlandsgebiete Mandschukuo und Nanking-China sind etwa in der Form äußerlich autonomer, aber mit Japan politisch und wirtschaftlich eng zusammenarbeitender Dominien der großostasiatischen Wohlstandssphäre angeschlossen. Die neue Politik gegenüber China, dem zweifellos im Rahmen der Ideen Shigemitsus eine Sonderstellung zugedacht ist, ist schon hervorgehoben worden.

Von den hinterindischen Gebieten sind Thailand in der Form eines Bündnispaktes, Birma als autonome Republik und Französisch-Indochina unter äußerlicher Aufrechterhaltung der politischen Zugehörigkeit zu Frankreich der japanischen Militär- und Wirtschaftskontrolle unterstellt worden. Malaya und die südostasiatischen Inselgebiete des ehemaligen Niederländisch-Indien werden vorerst noch als koloniale Gebiete behandelt. Den politisch weiter entwickelten Philippinen ist als Lohn der Zusammenarbeit mit Japan im vergangenen Jahr die politische Autonomie gewährt worden.

Eindeutiger politischer Grundsatz der Neuordnung ist die volle Durchsetzung des japanischen Einflusses oder, anders ausgedrückt, die Ausschaltung des westeuropäisch-amerikanischen Einflusses in diesen Gebieten, ohne aber das Eigenleben Üer einzelnen rasseverwandten Völker zu zerstören. Die Methoden der politischen Behandlum, sind noch im Fluß. Die Entwicklung scheint dahin zu gehen, daß der Gedanke einer unmittelbaren japanischen Verwaltung zurücktritt und durch das Prinzip einer den einzelnen Gebieten stufenweise, je nach ihren staatspolitischen Fähigkeiten und ihrer Bereitschaft. zur Zusammenarbeit mit Japan wachsend zugebilligte Selbstverwaltung ersetzt wird.

Nach den im letzten Jahr nach Europa gelangten Nachrichten haben außer den Thailändern offenbar auch die Birrnesen Japan aktiv im Kampf gegen England unterstützt und die malayisch-indonesische Bevölkerung dem japanischen Eindringen im großen und ganzen keinen Widerstand entgegengesetzt. Dies ist ein Zeichen, daß das Ansehen Japans in der rasseverwandten malayisch-indonesischen Bevölkerung beträchtlich war und daß die En"länder und Holländer trotz ihrer unzweifelhaft großen Leistungen in der wirtschaftlichen Entwicklung dieser Gebiete die tatsächliche Mentalität der eingeborenen Völker nicht eindeutig für sich gewinnen konnten. Wieweit die unvermeidlich großen Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Umstellung und praktischen Eingliederung in die großostasiatische Wohlstandssphäre künftig wieder einen gegenteiligen Einfluß ausüben wird, kann noch nicht
ht übersehen werden.

Die wirtschaftliche Erschießung und Autarkisierung des neuen Großraumes

Wie schon kurz angedeutet, haben sich die Japaner im Zuge ihrer Expansionspolitik der Jahre 1931-1942 niciit nur das größte Weltreich der Geschichte erobert, sondern sehen sich gleichzeitig vor wirtschaftliche Probleme gewaltigsten Ausmaßes gestellt, die einem einzelnen Volke jemals in einer so kurzen Zeitspanne zur Lösung aufgegeben worden sind.

Mit der Inangriffnahme der wirtschaftlichen Konsolidierung und Erschließung des großostasiatischen Wirtschaftsraumes hat sich die Wirtschaftslage Japans von Grund auf geändert, und zwar sind fast alle entscheidenden japanischen Wirtschaftsprobleme der Vorkriegszeit in ihr Gegenteil verwandelt worden.

1. Das bisherige Problem der Ubervölkerung der japanischen Inseln ist zum Problem des Menschenmangels für die Verwaltung und Erschließung der neuen Gebiete geworden.

2. Statt des früheren Rohstoffmangels ist das Problem der richtigen Steuerung und Verteiluru, des eroberten Rohstoffüberflusses in den Vordergrund gerückt.

3. An Stelle des Ausfuhrdrucks nach politisch versperrten Märkten mit Zwang zur billigsten Konkurrenz tritt der Warenhunger der politisch beherrschten neuen Räume mit der ausgesprochenen Tendenz zur autarken Preisbildung für die Ausfuhrgüter und Einfuhrwaren.

4. Es ist ein weiteres Problem, das Japan bisher kaum kannte, dazugekommen, nämlich das Problem der verkehrsmäßigen Beherrschung des riesigen Großraums, das heute als das schwierigste und wichtigste Problem angesprochen werden kann.

Über diesen vier großen Wirtschaftsproblemen steht die zwingende Notwendigkeit für Japan, alle Kräfte des Mutterlandes und der neuen Reichsstelle für die Stärkung seines kriegswirtschaftlichen Rüstungspotentials anzuspannen,

zu entwickeln und für den Zeitpunkt bereit zu halten, an dem die Angelsachsen zum endgültigen Entscheidungskarnpf in Ostasien antreten werden. Das heißt, mit einem Schlagwort ausgedrückt: *Das Lebensproblem Japans ist die Umsetzuna des neugewonnenen Rohstoffpotentials in effektives Wehrpotential.*

Die derzeitige Rohstofflage im großostasiatischen Raum läßt drei Gruppen von Rohstoffen unterscheiden:

a) Rohstoffe, an denen ein hoher Ulberschuß im Großraum vorhanden ist,

b) Rohstoffe, in denen die Selbstversorgung im eigenen Raum möglich ist und

c) die Gruppe von Rohstoffen, bei denen nach der derzeitigen Lage noch ein beträchtlicher Zuschußbedarf von fremden Räumen notwendig wäre.

Die Gruppe der Uberschußrohstoffe umfaßt hauptsächlich die land- und forstwirtschaftlichen Produkte Reis, Zucker, Fettstoffe, Kraftfuttermittel, Hanf und Kautschuk sowie Zinn. Die Gruppe der Selbstversorgerrohstoffe, die wehrwirtsdiaftlich wichtigen Energieträger und Rüstungsmetalle Kohle, Erdöl, Eisen, Mangan, Chrom, Wolfram und Zink. Die Gruppe der Zuschußrohstoffe aus fremden Räumen, die klassischen Textilfasern Baumwolle und Wolle, die Buntnietalle Kupfer, Blei und Nickel sowie Phosphate.

Die Anstrengungen Japans gehen nun dahin, die Uberschußerzeugung der Gruppe a) zu drosseln, die Förderung der bergbaulichen Rohstoffe der Gruppe b) dem Kriegsverbrauch und dem künftigen erhöhten Friedensbedarf anzupassen und die Mangelrohstoffe der Gruppe c) mit allen Mitteln zu entwickeln. An der Spitze aller Uberlegungen steht jedoch die möglichst rasche Entwicklung des industriellen Kriegspotentials, und hier ist die gegenüber dem nordamerikanischen Rüstungspotential vergleichsweise geringe Kapazität der Eisen- und Stahlindustrie, des Maschinen-, Motoren- und Schiffsbaues, und insbesondere der Leichtmetall- und Flugzeugindustrie ein Punkt, dem in der japanischen Wirtschaftsplanung besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Die jeweils in Tokio stattfindenden großostasiatischen Wirtschaftskonferenzen haben die Aufgabe, die Richtlinien für die wirtschaftliche Erschließunc, und Koordinierung der wirtschaftlichen Kräfte des großostasiatischen Raunis"nach dieser Richtung festzulegen. Der Gesamtplan des wirtschaftlichen Aufbaues stellt das wehrwirtschaftliche Kriegsprogramm in den Vordergrund, dem alle friedensmäßigen Uberlegungen nachgeordnet werden. Der Inhalt dieses Programms ist kurz folgender:

1. Ernährungsautarkie nicht nur innerhalb des gesamten großostasiatischen Raums, sondern vor allem auch innerhalb des verkehrsmäßig benachbarten Blocks Japan/Mandschukuo. Ein Ausgleich der riesigen Uberschüsse Südostasiens in den Hauptnahrungsmitteln ist aus Tonnagegründen im Augenblick nicht möglich. Auch die Expeditionsarmeen müssen sich aus den besetzten Gebieten selbst versorgen.

2. Die Sicherung der Rohstoffversorgung, insbesondere der Versorgung mit den wehrwirtschaftlich wichtigen Rohstoffen Eisen, Stahlveredlern, Buntmetallen, Erdöl und Kautschuk.

3. Der beschleunigte Ausbau der Rüstungsindustrie, wobei die Schwerindustrie sowie die Maschinen- und Präzisionsindustrie mit hochentwickelter Technik innerhalb des Blocks Altjapan, Korea und Mandschukuo entwickelt werden, während die Verarbeitungsindustrien, insbesondere die Textilindustrie, in die Außenbezirke der Großostasienzone verlagert werden. In Mandschukuo und Nordchina sollen insbesondere die Kohlen-, Eisen- und Stahl- sowie die Leichtmetall- und chemische Industrie und die Elektriz itätswirtschaft sowie die Herstellung synthetischer Produkte vergrößert werden; in Südchina und Südostasien die Erzverarbeitungsanlagen und die Erdölindustrie, wobei man aus Tonnage- und Verkehrsgründen bereits daran denkt, auch Metallhütten und Aluminiumbetriebe an die Standorte der Erz- und Bauxitvorkommen zu verlegen.

Der Ausbau des Verkehrswesens, insbesondere des Schiffsbaues, der vor allem auf den japanischen Werften gesteigert werden soll, darüber hinaus aber auch nach Möglichkeit in den Südgebieten. Hier hat Japan mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit vor aliem den Kleinschiffbau - kleinere Holzschiffe für den zwischeninsularen Küstenverkehr - an allen Küstenplätzen des Mutterlandes Lind der ost- und südchinesischen Küste aufgenommen und bereits ausgezeichnete Ergebnisse erzielt.

Dieser Überblick über die militärische, politische und wirtschaftliche Lage in Ostasien kann nicht abgeschlossen werden, ohne nochmals hervorzuheben, welchen großen Nachdruck die Japaner bei ihrer neuen Großraumpolitik gerade auf die Gewinnung der Seele der ihnen stammverwandten Völker legen. Unter diesem Gesichtspunkt haben sie unmittelbar nach Beendigung der militärischen Kampfhandlungen auch die kulturellen Beziehungen zu den neuen Reichsvölkern möglichst zu intensivieren versucht. Ziel ist dabei, unter schonender Behandlung der einheimischen Kulturen die Durchdringung des Großraumes mit japanischer Sprache und Kultur und die Rückdrängung des ausländischen, insbesondere des angelsächsischen kulturellen Einflusses.

Zu diesem Zweck ist in Tokio der "Rat für die Verbreitung der japanischen Sprache", bestehend aus Mitgliedern der zuständigen Ministerien und anderer beteiligter Stellen, gebildet worden. Er hat sich insbesondere die Herausgabe voll Lehrbüchern des japanischen sowie die Ausbildung und Entsendung von Sprachlehrern in alle Länder des neuen großostasiatischen Raumes zur Aufgabe gemacht. Die Einführung des Japanischen als Schulsprache erfolgt jedoch - soweit man bisher sehen kann - ohne Verdrängung der einheimischen Sprachen.

Im November 1942 ist der "Großostasiatische Schriftstellertag" in Tokio abgehalten worden, an dem als Teilnehmer zahlreiche japanische, chinesische, mandschurische und mongolische Schriftsteller gemeldet waren. Weiter ist im Januar 1943 in Kioto das "Institut für ostasiatische Rassenforschung" gegründet worden. Gegenseitige Ministerbesuche, Professoren- und Studentenaustausch und sonstige kulturelle Beziehungen sind aufgenommen und werden, sofern die militärische Lage dies gestattet, auch in Zukunft noch bedeutend intensiviert. Nach der in Tokio erfolgten Gründung der "Großostasiatischen Studentenliga" wird auch der Austausch zwischen thailändischen und japanischen Schulen u. ä. gefördert.

Wenn auch kein Zweifel sein kann, daß das Schicksal des heutigen japanischen Großreiches in Ostasien letzten Endes von der Entscheidung der Waffen im Kampf mit den Anglo-Amerikanem abhängig sein wird, so sind doch gerade diese psychologischen Voraussetzungen in ihren letzten Auswirkungen keineswegs zu unterschätzen. Besonders die Frage eines befriedigenden innerpolitischen "modus vivendi" mit den Chinesen ist für Japan eine Lebens- und Schicksalsfrage, die man in Tokio offenbar voll und ganz erkannt hat.

SCHARNHORST

der Schöpfer des deutschen Volkheeres

Mirko Jelusich

"Wen erlest ihr für die großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten -
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an."

Diese von leidenschaftlicher Bewunderung glühenden Worte Arndts sind die schönste Grabschrift, die dem größten Opfer, das Deutschland seiner Befreiung brachte, gewidmet werden konnte. Es war wahrhaftig "Gerrnaniens bester Mann", der hier geblieben war, der eigentliche Held des Kampfes gegen Napoleon, er, dessen jahrelangem stillem Wirken die Befreiungstat vor allem zu danken war. Und mehr als das: Seine Tat blieb nicht auf seine Zeit beschränkt, sie wirkt fort bis in die Gegenwart, und wenn heute Großdeutschlands Söhne im Riesenkampf unserer Tage Taten vollbringen, die die Bewunderung der ganzen, auch der uns feindlichen Welt erzwingen, so ist es auch Scharnhorsts Geist, der in ihnen lebendig geblieben ist.

Scharnhorsts Leben ist ein Leben der Pflicht und nur der Pflicht gewesen. Das berühmte Wort seines großen Nachfolgers Moltke: "Mehr sein als scheinen, viel leisten, wenig hervortreten", scheint geradezu auf ihn gemünzt zu sein, denn er hat es in einer Vollendung vorgelebt, die uns allen ewiges und unwandelbares Vorbild ist.

Gerhard Johann David von Scharnhorst wurde am 12. November 1755 im hannoverschen Dorfe Bordenau als Sohn eines Freisassen geboren. Er stammte aus bestem niedersächsischem Blut, aus einem jener Bauerngeschlechter, die, von innerem Stolz erfüllt, sich wohl freiwillig einer höheren Verpflichtung unterordnen können, nie aber den Nacken gezwungen beugen. Von Kindheit an erschien ihm der Soldatenberuf als der einzig erstrebenswerte, und das Schicksal, das gewillt schien, in ihm den Idealtypus des Soldaten zu schaffen, kam ihm auf seltsame Weise zu Hilfe. Unweit Bordenau hatte der Graf von SchaumburgLippe in einem flachen, aber weiträumigen See, dem sogenannten Steinhuder Meer, eine Festung erbaut, die wohl dem einstigen namhaften Feldherrn - der Graf war Oberkommandierender der portugiesischen Armee gewesen - die glücklichen Tage seines tätigen Wirkens in der großen Welt zurückrufen sollte. Doch nicht allein um diese Erinnerung ging es dem Erbauer, es war kein bloßes herrschaftliches Spielzeug, was er im Auge hatte, er wollte eine Pflanzstätte für den soldatischen Nachwuchs errichten, um seinem Volke, dessen große

Stunde er ahnend voraussah, die soldatischen Führer zu geben, deren es bedürfen würde. Dies freilich, daß er Deutschland den größten Kraftquell in seiner Notzeit - 'denn immer steht die Not vor der Größe - geben werde, dies ahnte auch der wackere Graf nicht, als er am 29. April 1773 den langaufgeschossenen, etwas unbeholfenen Bauernjungen in seine Schule aufnahm. Immerhin aber erkannte er bald die ungewöhnlichen Fähigkeiten seines Zöglings. In den vier Jahren, in denen Scharnhorst den militärischen Unterricht der Anstalt genoß, erwarb er die goldene Medaille der Kriegsschule, wurde zum Feuerwerker, dann zum Stückjunker und schließlich zum Fähnrich befördert.

Der unerwartet frühe Tod des Grafen (1777) unterbrach das für beide Teile fruchtbare Verhältnis, dessen Scharnhorst zeit seines Lebens dankbar eingedenk blieb. Der junge Kriegsmann, plötzlich auf sich selbst gestellt, mußte sich nach einem neuen Wirkungskreis umsehen. Er fand ihn ohne große Mühe im Heere seines Heimatstaates Hannover. Im Jahre 1778 mit dem erworbenen Rang in die hannoversche Armee Übernommen, tat er zunächst unter dem Generalmajor von Estorff Dienst, einem Freund des verstorbenen Grafen, der schon darum dem jungen Offizier wohlgesinnt war, dann vom Juni 1782 an, unter dem General en chef von Reden und als Lehrer an der neugegründeten Artillerieschule zu Hannover. Welcher Schätzung sich Scharnhorst schon damals erfreute, geht wohl am besten aus dem Umstand hervor, daß ihm eine staatliche LIiiterstützung zu einer Studi~nreise gewährt wurde, die ihn über West-, Süd- und Norddeutschland führte, und auf der er die militärischen Einrichtungen, namentlich die Artillerie der von ihm berührten Staaten, eingehend untersuchte. Aus jener Zeit stammen auch die ersten Versuche auf dem Gebiet der militärischen Schriftstellerei, die ihm nachmals europäischen., selbst von Napoleon anerkannten Ruhm verschaffte. Es folgten friedliche Jahre, in denen der einstige Schüler des Schaumburger Grafen zum Leutnant und in weiterer Folge zum Kapitän avancierte. In diese Jahre fallen auch zwei menschlich bedeutungsvolle Ereignisse: der Tod des Vaters (1782) und Scharnhorsts Vermählung mit Clara Schmalz (1785). Aus dieser Verbindung entsprossen seine beiden Söhne und seine Tochter Juliane, spätere Gräfin Dohna, sein geliebtes Julchen", der Mensch, der ihm unter allen wohl am nächsten gekommen ist.

Dieses geruhige Leben wurde jäh durch den Ausbruch der Französischen Revolution und in deren weiterem Verlauf durch die Kriegsereignisse unterbrochen, die auch Scharnhorsts engere Heimat in ihren Wirbel zogen. Es war ein ruhrnloser Krieg, den das hannoversche Korps hier mitzumachen hatte; dennoch verdankt ihm Scharnhorst den ersten Strahl des Ruhmes, der ihn später völlig übersonnte: Im Lauf der Kampfhandlungen wurde die geschleifte und mühsam wieder instand gesetzte Festung Menin mit etwa 2000 Mann Besatzung von den Franzosen unter Moreau eingeschlossen. Die Verteidiger wußten von vornherein, daß sie sich nur einige Tage würden halten können; es ging allein darum, die Besatzung zu retten. Dies erreicht zu haben ist die Tat Scharnhorsts. Sobald klar war, daß die Festung unmittelbar vor dem Fall stehe, schlug sich die Garnison in einer mondlosen Nacht, einem Plan des jungen Artilleriehauptmanns folgend, durch den Ring der Feinde hindurch und gelangte glücklich nach Brügge. Der Kommandant Generali-ajor von Hairrnerstein zögerte nicht, den Anteil Scharnhorsts gebührend hervorzuheben, und so brachte diese Tat die Einennung zum Major und allgemeines Ansehen. Wie hoch er selbst bei aller menschlichen Bescheidenheit die Größe seiner Leistung schätzte, mag daraus ersehen werden, daß er in späteren Jahren, als er im Auftrag der preußischen Regierung eine heimliche Reise an den russischen Hof machen mußte, den Decknamen eines Obersten Menin annahm.

Der Durchbruch von Menin machte führende Kreise Preußens auf Scharnhorst aufmerksam. Man suchte sich die wertvolle Kraft zu sichern und stellte ihm den Antrag, in preußische Dienste zu treten. Nach einigem Zögern stimmte Scharnhorst zu. Im Frühjahr 1801 reiste der mit dem Titel eines Oberstleutnants Entlassene nach Berlin. Mit diesem Zeitpunkt beginnt seine eigentliche, bis heute nachwirkende Tätigkeit.

Zunächst freilich hatte er sich durch einen Wust von Kompetenzen und Anciennitäten hindurchzubeißen. Einem unangenehmen Vorgesetzten unterstellt, mit dem er freilich bald in ein leidliches Verhältnis zu kommen wußte, in seinem Äußern himmelweit entfernt von der Strammheit des preußischen Soldaten, ob seines frischen Adels - der König Friedrich Wilhelm III. hatte ihm diesen gleichzeitig mit seiner Berufung verliehen - von den altadeligen Offizieren über die Achsel angesehen, bald in den Ruf eines gefährlichen Neuerers geraten, hatte er keinen leichten Stand.

Dennoch wußte Scharnhorst schon diese ersten Jahre fruchtbringend zu verwerten. Ihm ist die Ausgestaltung der Militärschule für Offiziere der Infanterie und Kavallerie zu einer großangelegten Militärakadernie zu danken, ihm auch die Gründung der militärischen Gesellschaft, die namentlich durch den Geist, der sie beseelte, und als Sammelpunkt der wertvollsten Kräfte der Erneuerung in der Notzeit der Jahre 1807 bis 1813 von unschätzbarem Wert werden sollte. Vollends ging Scharnhorst in seinen Aufgaben auf, als durch den Tod seiner Frau (1803) die Familie auseinanderfiel. Scharnhorsts Kinder kamen zu Verwandten, er blieb allein in Berlin zurück, nur noch seinem militärischen Beruf lebend.

Dieser sollte bald besondere Anforderungen an ihn stellen. Der Kometenweg Napoleons hatte ganz Europa in Aufruhr gebracht. Lange wußte sich Preußen aus den kriegerischen Ereignissen herauszuhalten, bis schließlich ein unwürdiger Streit um Hannover, das von Napoleon erst Preußen überlassen, dann aber wieder England angeboten worden war, im Oktober 1806 zum Ausbruch des Krieges führte.

Scharnhorst, der diesen Krieg als unvermeidlich vorausgesehen hatte, war aufs eifrigste bemüht gewesen, ihn unter den günstigsten Bedingungen geführt zu wissen. Schon im Jahre 1805, als ein Eingreifen Pre'ußens in nächster Zeit zu erwarten schien und nur durch den Sieg Napoleons bei Austerlitz unterblieb, hatte er, mittlerweile zum Obersten und zum Generalquartiermeister einer Armeeabteilung ernannt, in einer Denkschrift einen Aufmarsch an der Weser gefordert, um dem Feind entgegenzutreten, noch ehe dieser seine Vorbereitungen beendet hätte. Im Frühjahr 1806 hatte er diese Denksd-irift durch eine zweite ergänzt, in der zum erstenmal der beherrschende Gedanke seines Lebens auftaucht: die Ausnutzung der gesamten Volkskraft für die Kriegführung. Noch ist der Gedanke nicht zu voller Klarheit gediehen, noch gipfelt er in der Forderung nach einer Art Miliz, die lediglich Verteidigungszwecken dienen soll; aber der Funke ist aufgesprüht, um nie wieder zu verlöschen. Ein Neues war in die Welt gekommen: der Anruf an die tiefsten und edelsten Empfindungen des Volkes, der später zu ungeheuren, damals wohl von Scharnhorst selbst nicht geahnten Folgerungen führen sollte.

Zunächst freilich mußte dieses Volk durch die tiefste Demütigung der preußischen Geschichte hindurch. Indes die preußische Armee voll innerer Unsicherheit erst die Stellung suchte, in der sie den Franzosen entgegentreten wollte, hatte Napoleon mit unbegreiflicher Schnelligkeit seine Kräfte gesammelt und griff die Preußen in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt an. Die Niederlage, die diese erlitten, war vernichtend, und furchtbar waren die Folgen: Zwei Wochen nach der verlorenen Schlacht kapitulierten die Reste der zerschmetterten preußischen Armee, eine Festung nach der anderen ergab sich kampflos, der Feind zog siegreich in Berlin ein. Das Hoheitsgebiet des Königs umfaßte kaum mehr als Ostpreußen.

Scharnhorst hatte bei Auerstedt auf dem linken Flügel gefochten, der sich am längsten hielt. Dann deckte er zusammen mit Blücher, dem er damals zum erstenmal nahekam, den Rückzug, und als durch jene Kapitulation ihre Aufgabe sinnlos geworden war, schlugen sich die beiden mit ihren wenigen Truppen nach Lübeck durch, das aber kurz darauf von den Franzosen erobert wurde, wobei Scharnhorst in Gefangenschaft geriet. Zum Glück war diese Gefangenschaft nur von kurzer Dauer, da Blücher sogleich seine Auswechslung betrieb. Wie hoch Blücher Scharnhorsts Dienste einschätzte, geht aus den Worten hervor, mit denen er ihn nach seiner Befreiung empfing: "Wie Sie gefangen waren, war ich verloren. Sie waren die Seele meines Korps, ohne Sie hatte niemand Mut, ohne Sie konnte nichts geschehen."

Unverzüglich eilte Scharnhorst nach Königsberg, um sich dem König zur Verfügung zu stellen. Es ehrt dessen sonst ängstliche, verschüchterte, ewig an sich selbst zweifelnde Seele, daß er wenigstens diesmal erkannte, was er an dem stillen, äußerlich so unsoldatischen Obersten besaß. Er machte ihn zum Gehilfen und Berater des greisen Generals L'Estocq, der das letzte noch übriggebliebene Korps der preußischen Armee im Verband mit den Russen kommandierte. Um ihm diese ebenso wichtige wie undankbare Aufgabe zu erleichtern, aab er Scharnhorst geheime Vollmachten, die ihn zum eigentlichen Kommandierenden des Korps machten. Daß trotz des bösartigen Widerstandes des überalterten Generals und namentlich seiner Umgebung diese Aufgabe meisterhaft gelöst wurde, zeugt in strahlender Klarheit für das sich immer stärker entfaltende Genie Scharnhorsts. Bei Preußisch Eylau entriß sein rechtzeitiges Eingreifen Napoleon den schon gewissen Sieg, und nur der russische Rückzugsbefehl ließ diese Schlacht nicht zu einer französischen Niederlage werden. Entgegen den Abmachungen Scharnhorsts aber ließen sich in weiterer Folge die Russen in ungünstiger Stellung in eine neue Schlacht ein und wurden - diesmal eindeutiggeschlagen. Damit war der Krieg entschieden. Es kam in Tilsit zu Verhandlungen, die am 9. Juli 1807 mit einem schmachvollen Frieden endeten.

Gerade dieser Friede aber, der Beginn einer jahrelangen Unterdrückung durch den Sieger, sollte der Beginn der Wiedergeburt werden. Ähnlich wie in der Schmach der Nachkriegszeit nach dem Ringen der Jahre 1914 bis 1918 mußte erst der tiefste Punkt erreicht werden, ehe ein Wiederaufstieg denkbar war. Und abermals muß dem zaghaften König, der allerdings durch den guten Geist seiner Gattin Litise angetrieben wurde, zugebilligt werden, daß er sich dieser Wiedergeburt nicht versagte, daß er alles tat, was in seinen schwachen Kräften stand, um sie zu ermöglichen. Er berief den Freiherrn vom Stein, einen der gewaltigsten Geister jener Zeit, zur Leitung des preußischen Staates und vertraute dem zum Generalmajor ernannten Scharnhorst die Reorganigierung der Armee an, das große Reformwerk, das Scharnhorst, unterstützt von HeIfern wie Gneisenau, Grolman, Boyen zu einer Schöpfung von Ewigkeitswert gestaltete.

Gewiß ging es auch hier nicht ohne Widerstände ab, da der König der "MilitärReorganisierungs-Kommission" auch einzelne Anhänger des Überlieferten zuteilte. Und es wäre unklug, diese Verfechter starrer Tradition ausnahmslos für engstirnige, sich boshaft allem Neuen versagende Gamaschenknöpfe anzusehen. Noch immer wirkte der Ruhm der friderizianischen Armee nach, noch immer -alt alles, was Friedrich verfügt hatte, als unantastbar. Man hatte sich so lange auf seinen Lorbeeren gesonnt, daß man darüber versäumt hatte, nach dem Goetheschen Wort zu erwerben, was man ererbt hatte. Nun bemühte man sich wenigstens, es krampfhaft festzuhalten, ohne zu erwägen, ob die Zeit darüber nicht hinweggeschritten sei.

Scharnhorst freilich war ganz der Mann, auch diese Widerstände zu überwinden. Mit der ihm eigenen Zähigkeit nahm er den Kampf auf. Schon der erste Punkt, die Bestrafung der Schuldigen an der Katastrophe des letzten Krieges, brachte alle offenen und geheimen Mächte der Gegnerschaft gegen ihn auf. Aber er setzte seinen Willen durch: neben zahlreichen Kassationen wurden sieben Todesurteile gegen hohe Generale ausgesprochen, von denen allerdings infolge eines königlichen Gnadenaktes keines vollstreckt wurde. Nachgiebiger mußte er bei einer zweiten Personenfrage sein,

dem Kampf gegen die Uberalterung namentlich in den mittleren Offiziersgraden. Hier ging sein Entwurf der Beförderung vornehmlich nach dem Verdienst nur stark verwässert durch.

Er konnte jedoch um so ruhiger nachgeben, als er wußte, daß es §ich nur um eine Ubergangserscheinung handeln konnte. Wenn erst einmal die vergreisten Majore und Oberstleutnante weggestorben waren, rückten Männer nach, die der Auswahl durch das Werk des genialen Reorganisators unterlagen, nach seinen Worten: "Einen Anspruch auf Offiziersstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Uberblick."

Dies alles aber war nur die Einleitung seines Entwurfes. Das Kernstück bestand in einer - geradeheraus gesagt - Revolutionierung des Aufbaues der Armee überhaupt. Scharnhorsts Entwurf macht radikal Schluß mit den landfrernden Söldnerlieeren, er f ordert für alle dazu tauglichen Männer des Landes den Wehrdienst als Ehrendienst. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wird hier zum erstenmal mit vollendeter Klarheit ausgesprochen, und dieser Ruf erschallte, da der König in gewohntem Zagen sich vorerst versagte, Jahr um Jahr von neuem, bis er fünf Jahre später Wahrheit wurde. Auch der Gedanke der Landwehr wird in diesem Entwurf, gleichzeitig mit ähnlichen Bestrebungen des Reorganisators der österreichischen Armee Erzherzog Karl, klar herausgearbeitet als der einer Reservearmee, die, obgleich zunächst nur zum Dienst im Land bestimmt, dem stehenden Heer in jeder Hinsicht gleichzuhalten ist.

Daß ein solches Heer auch innerlich gewandelt werden müsse, war nach dem Gesagten selbstverständlich. Der Ehrendienst fürs Vaterland forderte, daß jene, die ihn leisteten, auch als Männer von Ehre behandelt wurden. Darum wendet sich Scharnhorsts Entwurf mit besonderer Schärfe gegen die entehrenden Strafen, namentlich gegen die Prügelstrafe. Gneisenau hat mit dem berühmten Aufsatz "Freiheit des Rückens" hier bedeutsame publizistische Beihilfe geleistet.

Alle diese umwälzenden Neuerungen zielten auf eines hin, das sie in der urtwahrscheinlich kurzen Zeit von fünf Jahren auch tatsächlich erreichten: daß in der Armee ein netter Geist geweckt wurde. Nicht mehr Zwang hielt sie zusamnien, wie es früher selbst bei den besten Armeen der Fall gewesen war, sondern das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein gemeinsamer höchster Verpflichtung, die alle umfassende Liebe züm Vaterland. Dieser Geist durfte jedes Opfer fordern, und das höchste wurde willig gebracht. Denn jetzt ging es nicht mehr um Sold und Beute, die Krieger des neuen Heeres strebten aus eigenem Antrieb höchsten Zielen zu, und jeder von ihnen war entschlossen, sich dieser höchsten Ziele würdig züi erweisen.

Die Größe und Bedeutung einer solchen ethischen Wandlung mit Worten zu schildern, ist unmöglich. Sie wirkt bis zum heutigen Tage nach und hat aus dem deutschen Heere jenes unvergleichliche Kriegswerkzeug gemacht, das, gleich unübertroffen im siegreichen Vorstürmen wie in zähester Verteidigung, dem Feldlierrn die Verwirklichung seiner kühnsten Pläne ermöglicht. Wie urnwälzend aber diese Erneuerung besonders auch in taktischer Hinsicht war, sei wenigstens iiiit ein paar Worten angedeutet. Bis dahin hatten Schlachten nur nach der alten Lineartaktik geschlagen werden können. Die Soldaten mußten in festgeschlossenen Reihen vorgeführt werden, da sonst die unausweichliche Gefahr bestand, daß die nur gezwungen Dienenden in Massen desertierten -wie es ja auch bei verlorenen Schlachten immer wieder der Fall war. Erst Scharnhorsts Reform ermöglichte das zerstreute Gefecht, die Tätigkeit kleiner Gruppen, ja einzelner Kämpfer, - und damit die gesamte moderne Taktik. Damit war auch dem mechanischen Drill das Todesurteil gesprochen. Was früher von ausschlaggebender Wichtigkeit war, die Gleichzeitigkeit der Bewegungen, wurde nun nur wichtig als Erziehung des Willens zur Gesamtleistung. Indem die seelenlose Dressur der Masse durch die Ausbildung des einzelnen ersetzt wurde, entwickelte dieser einzelne seine Fähigkeiten in weit höherem Maße, als es bisher möglich war. Strategisch aber wurde ein solches Heer praktisch unerschütterlich. Siege machten es nicht leichtsinnig, Niederlagen vermochten es nicht zu entmutigen. Die ganze Größe von Scharnhorsts Leistung haben wir erst im todesmutigen Ausharren der deutschen Kämpfer in den Materialschlachten des ersten Weltkrieges und im Riesenkampfe unserer Tage so richtig kennengelernt.

Daß aber der einzige Mann, der dieses nette Heer geschaffen hatte, so völlig hinter seine Leistung zurücktrat, bringt ihn uns erst menschlich nahe. Sein persönliches tra",isclies Schicksal erhebt ihn züi jener Größe, die ihn zu' einer bewunderns- und liebenswerten Gestalt der deutschen Kriegsgeschichte macht. Tragisch nennen wir dieses Schicksal nicht darum, weil er es durch seinen Heldentod besiegelte, sondern darum, weil es ihm verwehrt war, die Früchte seiner Tätigkeit zu ernten, insbesondere aber, weil er dieses von ihm geschaffene einzigartige Werkzeug nicht selbst gebrauchen durfte. Die Worte seines Briefes vom 21. Mai 1813 an seine Tochter: "Könnte ich das Ganze commandiren, so wär mir daran viel gelegen, ich halte mich nach aller Vergleichung ganz dazu f ähig. . ." vermag niemand, der sich mit Scharnhorsts Leben eingehend befaßte, ohne tiefe Ergriffenheit zu lesen. Er hat es bei Preußisch Eylau bewiesen, und er bewies es, durch seinen Schüler Gneisenau, daß er seinem großen Gegner Napoleon gewachsen wäre. Wir, die wir genügenden zeitlichen Abstand haben, um seine Größe ganz zu begreifen, müssen es gleich ihm nur beklagen, daß er keine Gelegenheit zur Erfüllung seines Lieblingswunsches hatte.

Doch noch ist einer anderen Seite seines Wirkens zu :,edenken, jener, die den Befreiungskampf des Jahres 1813 überhaupt erst ermöglichte.

Mitten in die Reorganisation der Armee schlug die von Napoleon erzwungene Konvention vom 8. September 1808 ein, die Preußen verpflichtete, innerhalb der nächsten zehn Jahre das Heer auf der Höhe von 42 000 Mann zu halten. Alles schien verloren, die Besten verzagten, nur Scharnhorst nicht. Umgeben von Neidern, Spionen und Denunzianten, die wiederholt auch den König gegen ihn einzunehmen wußten, schuf er in tiefster Verborgenheit jene heimliche Armee, die im Befreiungsjahr das Heer verdrei- und vervierfachte. Nach außen hin hielt er sich streng an den Wortlaut der Konvention: zu keiner Zeit überstiegen die Präsenzstände die obengenannte Höhe. Was aber keiner wußte außer den Ein,geweihten, die gleich Scharnhorst eisern schwiegen, war, daß die eingezogenen Soldaten nach notdürftiger Ausbildung von drei Monaten beurlaubt und an ihrer Stelle neue Rekruten eingezogen wurden. Durch dieses geniale Auskunftsmittel, das sogenannte Krümpersystem, gab er Preußen die Reserven, die es ihm ermöglichten, beim Ausbruch der Befreiungskriege als achtunggebietende militärische Macht auf dem Plan zu erscheinen.

Diese Tätigkeit setzte er auch fort, als er, den Franzosen trotz seiner Zurückhaltung verdächtig geworden, vom Posten eines Leiters des Kriegsdepartements, den er inzwischen erreicht hatte, zurücktreten mußte. Nach außen auf ein Nebengeleise geschoben, führte er mit Wissen des Königs, der ihm nun völlig vertraute, in der Stille sein Werk weiter. Nichts geschah ohne seine Zustimmung, er blieb, noch weiter in die Kulissen zurückweichend, die Seele des Ganzen. Daß er, nur um ungestört sein Werk vollenden zu können, in jenen Jahren sich so weit erniedrigte, unter dem Kaiser der Franzosen weiter zu dienen, gereicht ihm nicht zur Schande; er brachte damit der Idee das größte Opfer.

Zweimal bot sich Preußen in dieser Zeit die Gelegenheit, ins Rad der Geschichte einzugreifen, und beidemal wurde der günstige Augenblick versäumt. Das erstemal, als im Frühjahr 1809 Osterreich zum Kampf gegen Napoleon antrat. Dem schwer ringenden, auch in Spanien gebundenen Korsen hätte die preußische Armee damals den Todesstoß geben können; doch der König war trotz Scharnhorsts und aller Gutgesinnter Drängen nicht zu einer Tat zu bewegen, und so gelang es Napoleon noch einmal, zum letztenmal, einen Krieg siegreich zu beenden. Das andere Mal aber, als im Vorfrühling 1813 nach der furchtbaren Katastrophe die Trümmer der "Großen Armee" durch Deutschland zogen. Erst als ein Aufstand drohte, als es schien, als wollten die Wogen der Empörung über den ewig zagenden König hinweggehen, rang er sich zu einem Entschluß durch: er verließ Berlin und entzog sich damit dem französischen Einfluß. Von Breslau aus, immer wieder von Scharnhorst, Blücher, Stein und anderen Männern ihres Geistes angetrieben, tat er endlich die entscheidenden Schritte. Ende Februar wurde das Bündnis mit Rußland geschlossen, Mitte März der berühmte Aufruf "An mein VolV erlassen. Der Krieg war beschlossene Sache.

Doch schon in seinen Anfängen schien sich die leidige Zwiespältigkeit der alten Koalitionskriege, in denen Scharnhorst seine ersten Kriegsdienste geleistet hatte, erneuern zu wollen. Rangstreitigkeiten, Zögern und Unsicherheit in den Bewegungen, ein Durcheinander im Kommando ließen gleich den ersten Zusammenstoß mit Napoleon, der inzwischen eine neue Armee aus der Erde gestampft hatte, zu einer Niederlage werden. Doch die blutige Schlacht von Groß-Görschen war himmelweit verschieden von jenen des Jahres 1806. Da war nichts von Entmutigung zu sehen, nichts von Auflösung der Ordnung, Zuversichtlich der Zukunft entgegensehend, zog sich die preußische Armee zurück, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten. Die Tat Scharnhorsts hatte begonnen, ihre Früchte zu tragen.

Dennoch wurde jene Schlacht verhängnisvoll: Scharnhorst wurde getroffen. Allfangs schien es nur eine bedeutungslose Fleischwunde am Bein- doch sie wurde allmählich bösartig, nicht zuletzt darum, weil der Verletzte sich nicht schonte, sondem es durchsetzte, daß er mit einem freilich überaus wichtigen Auftrag betraut wurde: den Anschluß Usterreichs an die Verbündeten zu erreichen. Zweifellos ist die Fahrt, die ihn sozusagen vorn Schlachtfeld weg bis in die Nähe von Wiell, und von da zurüdi nach Prag führte, die Ursache seines frühen Todes geworden. Und wenn auch sein Vorhaben glückte, wenn er auch in einer historisch gewordenen Unterredung den Oberkommandanten der österreichischen Armee Fürst Schwarzenberg und dessen Generalstabschef Graf Radetzky für seine Gedanken zu gewinnen wußte, so war dieser Erfolg, ob er gleich die Wende im gesamten Befreiungskampfe herbeiführte, doch teuer bezahlt durch das Opfer, das Scharnhorst hieß. Von allen Wunden, die jener Kampf dem deutschen Volke schlug, war diese die tiefste, und wenn man nach der ehrfurchtsvollen Trauer auch noch unserer Tage urteilen darf, so ist sie immer noch nicht völlig vernarbt. Scharnhorst, der Mensch, starb für Deutschland. Aber Schamhorst, der Geist, lebt und wird leben, solange das deutsche Volk willens ist, seinem Beispiel nachzueifern, alles an eine Idee züi setzen, für sie kein Opfer züi groß zu finden und sich nie verlorenzugeben, da es noch einen Funken Kraft zur Selbstbehauptung fühlt - den göttlichen Funken, der Scharnhorst beseelte. In diesem Sinne sind die Worte Arndts in dem angeführten Gedicht tiefste Wahrheit:

"Herrlich grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit."

WIEDERAUFBAU und TYPISIERUNG

Leutnant Klaus Reese

Es ist wohl verständlich, daß sich oft im Kameradenkreis die Gespräche mit den Fragen des Wiederaufbaus der zerstörten Städte und der Neuherstellung des unendlichen Haushaltgerätes, der Möbel usw., die mitvernichtet wurden, beschäftigen. Dabei wird die Sorge vor einer durch den als notwendig zugegebenen Einsatz von Massenproduktionsmitteln zwangsläufigen Typisierung, einer öden Gleichmacherei laut. Es lohnt sich wohl, sich mit dieser Frage einmal eingehender zu befassen.

Wer nach einem Großangriff auf eine Großstadt Gelegenheit hatte, zerstörte und beschädigte Wohnviertel genauer zu betrachten, wird sich im geheimen gestehen müssen, daß neben vielen wirklich unersetzlichen Werten auch ein unendlicher Plunder verbrannte.

Die Entwicklung unserer Industrie in den letzten hundert Jahren brachte es ja bekanntlich mit sich, daß, um ihre Möglichkeiten der Massenherstellung auszunutzen, vermittels der Reklame die Menschen veranlaßt wurden, nicht nur ihre - durchaus beschränkten - echten Bedürfnisse zu befriedigen, sondern sich immer neue eingebildete Bedürfnisse aufschwätzen zu lassen. Diese waren unbegrenzt, vielgestaltig und das schnell reichgewordene Bürgertum zwischen 1870 und 1914 belastete sich bereits mit dem ganzen Trödel, den wir aus zeitgenössischen Abbildungen ja kennen; er findet sich heute im Kleinbürgertum treulich bewahrt wieder.

Was nun die Masse der zerstörten Häuser und Wohnblocks anbetrifft, so müssen wir uns auf folgendes besinnen. Wenn wir eine Stadt "schön" nennen, so meinen wir fast immer nur den Teil, der bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden ist und echte Zeugen hoher Baukunst enthält, sowie wenige neuere Parks und Prachtstraßen. Etwa 80 % des Gebäudebestandes unserer Städte ist indessen nach 1870 in wilder Bauspekulation entstanden und in einer Weise gebaut, die weder vernünftigen sanitären noch sozialen, geschweige denn schönheitlichen Ansprüchen genügte. Sie bildeten die ewige Sorge der Stadtväter, und Generationen von deutschen Menschen verbrachten ein sonnen- und luftloses Leben in diesen Mietskasernen und Hinterhöfen. Uns aber hatte die Gewohnheit gegen diese Zustände abgestumpft.

So mag die grausame Zerstörung des Krieges auch hier zur Reinigung und Selbstbesinnung den Anlaß geben.

Der Wiederaufbau wird Wohnungstypen, die schon jetzt entwickelt werden, zur Grundlage seines Bauprogramms nehmen. Es gibt tatsächlich]unter Berücksichtigung landschaftlicher Gepflogenheiten und klimatischer Verschiedenheiten im Reich nur eine ganz beschränkte Anzahl wirklich guter Wohnungsgrundrisse für die verschiedenen Familiengrößen. Diese werden nach städtebaulichen Erfordernissen in ein-, zwei- und mehrgeschossigen Haustypen angeordnet werden. In der äußeren Gestaltung werden schon die klimatischen Verschiedenheiten der einzelnen Landschaften im Reich gewisse Abweichungen notwendig machen. Vor allem aber wird durch die Verwendung ortsüblicher Baustoffe sich eine natürliche Landschaftsgebundenheit der Bauformen entwickeln. Wo der Backstein zu Hause ist, wird er das Gepräge geben, wo der Naturstein wächst, dieser in reicherem Maße verwendet werden, während der Süden die Anwendung freundlicher Putztechniken fördert. Und jedes Material trägt seine eigenen Gestaltungsgrundsätze in sich.

Man kann dabei darauf hinweisen, daß in unseren alten Städten zu den baukünstlerisch produktivsten Zeiten das Bürgerhaus stets einer natürlichen Typisierung unterlag. Wie ja auch auf dem Lande sich im Laufe der Jahrhunderte landschaftsgebundene Haustypen von seltener Entzeitlichkeit entwickelten. Der städtische Bauherr, der einstmals sich sein Haus errichten ließ, bekam ganz selbstverständlich dieselben Türen und Fenster wie sein Nachbar, in den gleichen Maßen, aus dem gleichen Holze, in derselben Konstruktion. So entwickelten sich einheitliche Bauweisen, und gerade diese sind es, die dem alten Stadtbild seine schöne Einheitlichkeit und Ruhe, den großen bürgerlichen und kirchlichen Bauten aber ihre besondere Würde gaben.

So wird es auch die Aufgabe unserer Stadtbaumeister sein, mit einer gewissen Zahl einheitlicher Bauelernente gesunde Wohnblocks, schöne Straßenräume und Plätze von edlen Maßen zu gestalten. Am einzelnen Haus wird sich das Schmuckbedürfnis wie voreinst auf eine schöne Haustür mit edlem Steingewände, ein schönes Gesims, ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter o. ä. beschränken.

Ein Blick zu unserem Verbündeten Japan zeigt, wie gerade die Beschränkung auf ganz wenige Bauelemente, ganz bestimmte Werkstoffe und wenige edle Proportionen im Hausbau eine große geistige Zucht zur Folge hat. Denn - und das ist das Entscheidende - es handelt sich bei allen diesen Fragen nicht nur um sozial-hygienische oder gar nur um ästhetische Forderungen, sondern um ethische, volkserzieherische Dinge. Auch unsere geistige Haltung ist nicht unabhängig von dem Raum, in dem wir leben und arbeiten, den Möbeln und Gebrauchsgegenständen, mit denen wir uns täglich umgeben.

Der Japaner kennt für die Gegenstände des täglichen Gebrauchs nur wenige, durch Jahrtausende zu höchster Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit entwickelte Formen. Auch darin können wir von ihm lernen. Wenn z. B. einem sogenannten Publikumsbedürfnis entsprechend einige tausend verschiedener Stuhlformen hergestellt werden, so ist das Wahnsinn, da leicht nachzuweisen ist, daß es höchstens hundert wirklich gute und zweckmäßige Stuhlformen gibt. Dies Beispiel läßt sich auf fast alle Gegenstände unseres täglichen Gebrauchs erweitern. Tausende von

verschiedenartigen Kaffeekannen werden hergestellt, Wie viele davon genügen der einfachen Forderung, daß man, ohne zu tropfen oder Gefahr zu laufen, den Deckel zu verlieren, sich ihrer bedienen kann? So gibt es keinen Gebrauchsgegenstand, der nicht, dem sogenannten Publiktimsgeschmack zuliebe - in Wahrheit um "im freien Spiel der Kräfte" dem Produktionsund Absatzbedürfnis der Industrie zu genügen - in Tausenden von meist geschmacklosen Veränderungen seiner natürlichen einfachen Form beraubt und meist dadurch unschöner und unhandlicher gemacht, in den Handel gebracht wurde.

Nach dem Kriege werden wir alle Hände voll zu tun haben, zunächst einmal die echten Bedürfnisse auf vernünftige und wirtschaftliche Art zu befriedigen. Es sind schon brauchbare Vorarbeiten geleistet. Eine Gemeinschaft der Organisationen von Künstlerschaft, Handwerk und Industrie hat bereits eine Sammlung von zahlreichen guten Typen für die mannigfachsten Möbel und Gebrauchsgegenstände herausgegeben, wie sie bereits vor dem Kriege von Berufenen entwickelt wurden. Dereinst wird ein junges Paar, das sich einrichten will, nicht mehr vor die Wahl gestellt, unter hundert verschiedenen Kaffeekannen eine brauchbare zu finden, sondern unter zehn Typen eine ihm besonders zusagende. In solch straffer Beschränkung auf das Wesentlid-ie wird es ein leichtes für unsere Industrie sein, in verhältnismäßig kurzer Zeit den gewaltigen Mangel zu beheben. ja - so wird eingewendet werden - wo bleibt bei dieser Gleichmacherei denn die persönliche Note, eben das, was uns das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit in der eigenen Wohnung gibt? Ist es nicht ein Segen, wenn man die persönliche Note einmal nicht kaufen kann? Wenn Frau Müller, die 150 RM. mehr Haushaltsgeld hat als Frau Schulze, nicht für 1,50 RM. mehr persönliche Note kaufen kann? Persönliche Note und Kultur zeigt sich im liebevoll gesteckten Feldblumenstrauß auf dem Tisch, in der guten Reproduktion an der Wand und - nicht im Radio -, sondern in der Blockflöte, der Geige oder dem Cello, die gespielt werden, auch in einer eigenhändigen Skizze an der Wand. Die Kräfte, die durch die Befreiung von vielem Plunder frei werden, sollten nämlich zur Pflege echter deutscher Kultur eingesetzt werden, um deren Bestand wir nicht zuletzt diesen gigantischen Kampf ausfechten.

Am Ende dieses Kampfes, der uns gewiß vieles Unersetzliche kostet, werden neue Werte stehen.

FRIDERIZIANISCHE SCHLOSSER

Harald v. Koenigswald

In den Spättagen der friderizianischen Zeit mochte es im preußischen Staat keinen Ort geben, an dem sich lauter und unverhohlener eine Stimme erhob, die den König anklagte, als in Rheinsberg. Hartherzigkeit, Undankbarkeit und Schlimmeres warf Prinz Heinrich, der Besitzer von Rheinsberg, dem Einsamen von Sanssouci vor, und zur Bekräftigung seiner Anklage ließ er im Park von Rheinsberg steinerne Monumente errichten, damit diese Zeugenschaft den Vorwurf weitertrage in ferne Zeiten wenn die Erinnerung der Mitlebenden längst erstorben war. Der König mochte das Verletzende wohl wissen, das in Rheinsberg gegen ihn geschah, aber er unternahm nichts dagegen -, war es der Bruder, den er schonen wollte --, war es das Andenken an Rheinsberg, dem er solche Freiheit zubilligte, wie er sie einst selbst besessen, als Rheinsberg noch jung war und er sein eigenes Leben darin entfalten durfte?

Der Konflikt mit dem Vater war überwunden, als er in Rheinsberg einzog, die harten Jahre der Küstriner Gefangenschaft und der strengen Schule, in die ihn der Vater gezwungen, waren vorbei. Der Vater hatte sich mit ihm versöhnt, aber Friedrichs Unterwerfung war nur äußerlich gewesen. Hier in Rheinsberg lebte in Friedrichs Geist all das wieder auf und wurde für ihn bestimmender als je zuvor, was einst die große Auseinandersetzung heraufbeschwor. Flötenspiel und französische Bücher, Philosophie und Freigeisterei, ein den schönen Künsten geweihtes Leben und herrliche Freiheit.

Knobelsdorff, dessen Menschlichkeit ihm die Küstriner Tage erleichtert, hatte das alte, ernste märkische Schlofi zwischen See und Wald in einen leichten, reizvollen Rokokotraum verwandelt. Des Soldatenkönigs Vorschläge, wie das Schloß für den Sohn hergerichtet werden sollte, wurden umgangen, die Summen, die der König zum Umbau ausgeworfen hatte, weit überschritten. Statt des einen düsteren Turmes, der einst dem alten Haus in schlimmen Zeiten zum Schutz gedient hatte, erhoben sich nun zwei leichtere Türme an der Seeseite. Eine graziöse Säulenkolonnade verband sie, schloß den Hof gegen den See ab und gewährte dem Blick doch freies Schweifen über die Fläche des Sees zum Wald hinüber. In dem einen Turm war Friedrichs Arbeitszimmer. Hier füllten die geliebten Bücher die Wände, hier an dem Schreibtisch wurde der erste Brief geschrieben, der Freundschaft und Begegnung mit Voltaire heraufbeschwor, hier entstand der Anti-Macchiavell, jenes junge leidenschaftliche Bekenntnis zu dem Ethos des Herrschers, dem die erfahrene Wirklichkeit später so oft ein Nein entgegensetzen sollte.

Pesne malte an die Decke des Saales im Schloß den Triumph des Sonnengottes. All den fröhlichen Genossen Friedrichs in dem jungen Rheinsberger Glück mochte dieses Gemälde Sinnbild und Verheißung sein-. Wenn erst Friedrichs Tage heraufstiegen, wenn er die Königskrone trug, dann wollten sie den Triumph des Sonnengottes, des Spenders und Befruchters aller schönen Künste, unter seiner Regierung in Wirklichkeit erleben. Die Potsdamer Strenge und Einfachheit, in der der Soldatenkönig lebte, müßte dann dahinsinken wie die Nacht vor dem jungen siegreichen Tage,

denn wie Tag und Nacht schien das Leben des Vaters von dem des Sohnes unterschieden. Als der alte König zum Sterben kam, wer begriff da das tiefe Vertrauen des Sterbenden in den Sohn und Nachfolger? Sah einer so tief wie der König, daß bei aller Verschiedenheit ihres Wesens, ja bei der Unbegreifbarkeit von Friedrichs Wesen, audi im Streben des Sohnes allein das Gesetz mächtig werden sollte, unter das der Soldatenkönig treu und pflichtenstreng sein Leben gebeugt hatte?

Als die Todesnachricht in Rheinsberg eintraf, die Nachricht, daß Friedrich König geworden, sprang einer der Freunde, die beim Spiel gesessen hatten, so heftig auf, daß er den Tisch umwarf und die kleinen Münzen, die darauf lagen, zu Boden fielen. Als einer sich bücken wollte, um sie aufzuheben, rief er lachend: "Laßt doch, jetzt wird es bald Goldstücke für uns regnen!" Aber der Goldregen blieb aus. Nur für Knobelsdorff, den Baumeister, begannen herrliche, schaffensreiche Tage. Der königliche Freund übertrug ihm die Aufgabe, ein Opernhaus in Berlin zu bauen, und bald danach begann der Umbau des Charlottenburger Schlosses. Noch duckte sich Potsdam in ängstlicher Erwartung seines künftigen Schicksals. Die Tage königlicher Huld, die in wenigen Jahrzehnten die Stadt von einem armen Fischernest zur königlichen Residenz mit sauberen Straßen und mit königlichem Geld erbauten Häusern erhoben, schienen mit des alten Königs Tod zu Ende gegangen. Daß Friedrich den angefangenen Bau einer Kolonistensiedlung in Potsdam fortzuführen befahl, mochte nicht mehr bedeuten als eine Geste des Sohnes, um einen Wunsch des Vaters zu erfüllen. Charlottenburg erschien zu einer Residenz Friedrichs auserkoren, hier gab es für ihn keine bittere Erinnerung an seine mißhandelte Jugend, hier lebte das Andenken an die Großmutter, deren Geist dem seinen verwandt war. Wie sie hier Leibniz als ihren Besuch empfangen, so würde er die großen Geister seiner Zeit um sich sammeln können. Knobelsdorff baute und schmückte an dem Schloß, schuf Platz für des Königs Sammlungen, die Friedrich in Frankreich und Italien zu kaufen befahl.

Noch einmal kehrte Friedrich nach Rheinsberg zurück, aber in diesen Tagen war nicht mehr die alte Rheinsberger Sorglosigkeit, er suchte die Stille zu ernstester Arbeit, er befahl seine Minister zu sich und eröffnete ihnen den Plan zum Krieg, um alte Rechte auf Schlesien geltend zu machen und das reiche Land für Preußen zu gewinnen. Während des Feldzuges hat er Rheinsberg dein Bruder geschenkt. Er selbst hat Rheinsberg nicht wiedergesehen.

Aber auch Charlottenburg wurde nicht die bleibende Residenz des Königs, als er siegreich, und im Sieg ernst geworden, aus dem ersten Schlesischen Krieg heimkehrte. Nun endlich durfte die Furcht, von dem jungen König übergangen zu werden, von Potsdam weichen, denn nun erhielt Knobelsdorff den Befehl, das alte Stadtschloß zur Residenz umzubauen. Aus dem alten Bau, der so sehr von der spartanischen Strenge des Soldatenkönigs durchtränkt war, wuchs Knobelsdorffs Werk als ein Monument des Triumphes der jungen schlesischen Siege. Schlesischer Marmor diente dazu, das Treppenhaus reich und prachtvoll zu gestalten, graziöse Säulenkolonnaden, Knobelsdorffs Lieblinge, umrahmten das Schloß und begrenzten den sandigen Exer-zierplatz, auf dem noch immer wie zu des Soldatenkönigs Zeiten die Garde gedrillt wurde. Doch die Hälfte des weiten Platzes wurde dem soldatischen Zweck entnommen, junge Bäume wurden gepflanzt und schatteten den Teil der neuen Anlagen längs der Havel. Knobelsdorffs Gestaltungswille griff weiter hinaus. Das alte Gewächshaus, das noch aus kurfürstlicher Zeit stammte, wurde zum königlichen Marstall verwandelt, sich bäumende Pferde, mächtige Plastiken, Sinnbilder eines starken und doch gebändigten Willens, schmückten die Front. Weiter draußen, an der Garnisonkirdie vorbei wurde das Neustädtische Tor errichtet, damit das Auge, wenn es vom Schloß her über den Exerzierplatz streife, neben der Wucht des so mächtig emporragenden Turmes der Garnisonkirche sich an den beiden leichten Obelisken des Tores erfreue. Während so Knobelsdorff das Äußere des Stadtschlosses und seine Umgebung ganz mit seiner Kunst erfüllte und zur Verherrlichung des königlichen Triumphes neben den preußischen und brandenburgischen Wappenzeichen den schlesischen Adler als Schmuck an der Front des Stadtschlosses anbrachte, schufen Nahl und Glume im Innern des Hauses die Zimmer des Königs neu in Friedrichs Lieblingsfarben, silbern und blau. Es war die Zeit der höchsten Blüte des Rokoko. Das friderizianische Preußen durfte sich noch ganz der ungetrübten Siegesfreude hingeben, denn der erste Sieg war erstritten ohne die Härte des Opfers und des Erleidenmüssens, mit dem später der endgültige Sieg in dem siebenjährigen Schicksalskampf so bitter erkauft werden mußte.

Aus dem Reichtum, aus der Baufreudigkeit dieser Jahre wuchs ein neuer Plan - vielleicht erschien er im ersten Festlegen seines Ausmaßes nur eine Geringfügigkeit unter den anderen Bauten des Königs: ein kleines Haus mit nicht mehr als elf Räumen. Friedrich wollte es bewohnen fern den Aufgaben seines Königsarntes, fern allem höfischen Zwange. Für den Hofstaat war darin kein Platz vorgesehen. Uber dem Hang eines Weinberges, den Friedrich vor den Toren Potsdams hatte anlegen lassen, sollte das Haus stehen. Friedrich hatte den Platz selbst bestimmt, hatte den Grundriß selbst skizziert. Hier sollte die Ungebundenheit der Rheinsberger Tage noch einmal zu ihm zurückkehren dürfen. mir Bücher und Freunde sollten um ihn sein wie damals, Philosophie und Flötenspiel und glückliche Freiheit von der Sorge und der Bürde des königlichen Amtes. Aus dem Feldiager des Zweiten Schlesischen Krieges gab Friedrich an Knobelsdorff den Auftrag, mit dem Bau zu beginnen.

Aus des Königs Haus am Weinberg ist die Krone der friderizianischen Bauten geworden. Es ist die reifste Perle der Knobelsdorffschen Kunst, aber zugleich lebt in der Form, die Knobelsdorff schuf, unauslöschbar das Wesen Friedrichs. Beider Wesen hat einen der Freundschaft des Königs mit dem genialen Baumeister des friderizianischen Zeitalters gemäßen Ausdruck gefunden: Sanssouci ist die Krönung, aber auch das Grab dieser Freundschaft, denn über den Bau

kam es zu einem Zerwürfnis zwischen den Freunden und Knobelsdorffs verletztes Gefühl ließ trotzig die Wunde nicht mehr vernarben.

Wie die Härte der Schlachten des Siebenjährigen Krieges und die Größe seiner persönlichen Leidenskraft um des Staates willen einen Teil des Bildes Friedrichs in der Geschichte geprägt hat, so nimmt der andere Teil seine Farben aus der Atmosphäre von Sanssouci. Es ist nicht mehr der frühlingshafte Zauber, wie er über den Rheinsberger Tagen liegt, es ist die ernteschwere Reife des Sommers, die von Sanssouci ausgeht, die Verantwortungsbereitschaft des Mannes, der das Leben erfahren hat, das Glück des Sieges wie die Trauer um die auf den Schlachtfeldern Gebliebenen. Während ihn die Zeitgenossen als den siegreichen Feldherrn feiern, ist er bereit, auf allen Ruhm der Welt zu verzichten, um als Philosoph zu leben. Hier in Sanssouci läßt er die Bücher, die ihn in Rheinsberg umgaben, wieder aufstellen, hier erfüllt sich die in Rheinsberg ersehnte tägliche Nähe Voltaires, dem Friedrich als dem einzigen seiner Gäste in Sanssouci selbst ein Zimmer einräumen läßt. Aber wenn der ovale Kuppelsaal Sanssoucis beim Mahl widerhallte von geistreichen Gesprächen, wenn sich des Abends im Musiksaal der Kreis der Nächsten um Friedrich versammelt und er sich zur Flöte begleiten läßt, oder wenn er in der Frühe des Morgens, ehe er seine Tagesarbeit beginnt, gedankenvoll allein mit seiner Flöte in der stillen holzgetäfelten Bibliothek auf und ab geht - das Bewußtsein seiner königlichen Aufgabe verläßt ihn nie.

Es sind glückliche Jahre, elf Jahre des Friedens zwischen dem Zweiten Schlesischen Krieg und dem großen Schicksalskampf um Preußens Existenz. Am Ende dieser Friedenszeit steht eine Reise Friedrichs in die Niederlande, umwittert von dem Reiz des Inkognito, unerkannt und unbeachtet durch fremdes Land zu reisen, neue Eindrücke zu sammeln und Menschen kennenzulernen, wie es sonst den Königen verwehrt ist. Von dieser Reise bringt Friedrich die Anregung mit, im Park von Sanssouci auf einer Insel in der Havel ein Schloß zu bauen, das der Würde, zu der die Krone Preußens durch die siegreichen schlesischen Kriege aufgestiegen ist, rechten Ausdruck geben kann. Doch ehe der Plan Wirklichkeit wird, muß Friedrich zum drittenmal in den Krieg ziehen, um den Besitz Schlesiens mit dem Schwert zu behaupten. Als nach sieben Jahren endlich die Waffen schweigen, ist das Land tief erschöpft. Dennoch befiehlt Friedrich bald nach dem Friedensschluß den Bau des neuen Schlosses: es soll der Welt die unerschütterte Kraft des preußischen Staates beweisen. Der neue Bauplatz liegt aber nicht mehr an der Havel, er ist an das Ende der großen Querachse des Parks von Sanssouci gerückt. Das neue Palais ist vor allem mir Repräsentation bestimmt, aber es ist selten, daß sich die Räume zu Friedrichs Zeiten mit Menschen zu höfischen Festen füllen. Manchmal, wenn Sanssouci im Winter unbewohnbar ist - denn es ist nicht unterkellert und ohne Heizung - lebt der alte König in ein paar Zimmern in einem Seitenflügel des Schlosses einsam und menschenscheu.

Die Formen des Rokoko, in denen Friedrich jung gewesen, und die im Stadtschloß und Sanssouci noch so üppig geblüht, sind längst erstarrt, doch der alte König hält an ihnen fest, er will sich im Alter nicht an das Neue gewöhnen, dem sich die junge heranwachsende Generation verschrieben hat. Die Formen des neuen Palais bleiben starr, und von denen, die an dem Bau gearbeitet haben, hat keiner sein Herz dafür hingegeben. Der Spätzeit der friderizianischen Epoche ist der Künstler versagt, der dem Genie Knobelsdorffs ebenbürtig wäre. Nur in Gontard, einem der vielen, die am Neuen Palais mitgewirkt haben, lebt eine große Baugesinnung. Er gibt dem Schloßbau Abschluß und Krönung in der mächtigen Kuppel, die hoch und sich ihrer stillen Würde bewußt emporsteigt aus der Fülle der Plastiken, die das Gesims des Schlosses umstehen, selbst bekrönt von drei Genien, die die Krone Preußens hoch über sich halten. Die Phantasie des Volkes will wissen, daß die drei Genien die drei großen Feindinnen des Königs darstellen: Maria Theresia, die Zarin Elisabeth und die Marquise von Pompadour, die mächtige Geliebte Ludwigs XV. Mag sein, daß Friedrich selbst über diese Deutung seine Spottlust nicht hat schweigen lassen, ihm war nur wichtig, daß die Kuppel des Schlosses, die Umgebung beherrschend, die Kraft des Staates versinnbildlichte, die ihm aus den bitteren Jahren des Kampfes und Opferns zuwachsen sollte.

DIE RÜSTKAMMER

DIE REDE DES JUNGEN FAHNDRICH

Aus dem "Fähnlein der sieben Aufrechten" con Fottfried Keller

Karl hatte die Ankunft der sieben Aufrechten bald aufgespürt und folgte ihnen in der Entfernung, als sie mit ihrem Fähnlein enggeschlossen nach dem Festplatze zogen. Es war der besuchteste Tag der Woche, die Straßen von ab- und zuströmendem Volke im Sonntagsgewande bedeckt; große und kleine Schützenvereine zogen mit und ohne Musik daher; aber so klein war keiner wie derjenige der sieben. Sie mußten sich durch das Gedränge winden, marschierten aber nichtsdestoweniger mit kleinen Schritten im Takt und hielten die Arme stramm mit geschlossenen Fäusten. Frymann trug die Fahne voran mit einem Gesicht, als ob er zur Hinrichtung geführt würde. Zuweilen sah er sich auch nach allen Seiten um, ob kein Entrinnen wäre; aber seine Gesellen, froh, daß sie nicht in seinen Schuhen gingen, erinunterten ihn und riefen ihm kraftvolle Kernworte zu.

Karl hatte den kleinen Zug plötzlich aus dem Gesicht verloren. Er ging zurück und lief auf einem Seitenwege längs der Straße. Dort stand eine kleine Schenke. In diesem Häuschen sah Karl zufällig hinter dem trüben Fenster eine goldene Fahnenspitze glänzen; sofort ging er hinein, und siehe da! - seine lieben Alten saßen wie von einem Donnerwetter hingenagelt in der niederen Stube, kreuz und quer auf Stühlen und Bänken hingen die Häupter, und in der Mitte stand Frymann mit der Fahne und sagte: "Punktum! Ich tu's nicht! Ich bin ein alter Mann und will mir nicht für den Rest meiner Jahre den Makel der Torheit und einen Ubernarnen aufpfeffern lassen!"

Und hiermit stellte er die Fahne mit einem kräftigen Aufstoß in eine Ecke. Keine Antwort erfolgte, bis der vergnügte Wirt kam und den unverhofften Gästen eine mächtige Weinflasche vorsetzte, obgleich im Schrecken noch niemand bestellt hatte. Da goß Hediger ein Glas voll, trat zu Frymann hin und sagte: "Alter Freund! Brudermann! Da, trink einen Schluck Wein und ermanne dich!"

Aber Fryniann schüttelte den Kopf und sprach kein Wort mehr.

"So kehren wir in Gottes Namen um und fahren wieder heim!" sagte Hediger. Da trat Karl, welcher bislang unter der Türe gestanden, vor und sagte fröhlich: "Ihr Herren, gebt mir die Fahne! Ich trage sie und spreche für euch, ich mache mir nichts daraus!"

Erstaunt sahen alle auf, und ein Strahl der Erlösung und Freude blitzte über alle Gesichter; nur der alte Hediger sagte streng: "Du? Wie kommst du hierher? Und wie willst du Gelbschnabel ohne Erfahrung für uns Alte reden?"

Doch rings erscholl es: "Wohlgetan! Vorwärts unentwegt! Vorwärts mit dem Jungen!" Und Frymann selbst gab ihm die Fahne; denn eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen und er war froh, die alten Freunde aus der Not gerissen zu haben, in die er sie hineingeführt. Und vorwärts ging es mit erneuter Lust; Karl trug die Fahne hoch und stattlich voran, und hinten sah der Wirt betrübt nach dem entschwindenden Trugbild, das ihn einen Augenblick getäuscht hatte. Nur Hediger war jetzt finster und mutlos, da er nicht zweifelte, sein Sohn werde sie doppelt tief ins Wasser führen. Doch sie hatten schon den Platz betreten; nochmals mußten sie auf der Stelle marschieren, wie der technische Ausdruck sagt, wenn man auf demselben Flecke die Bewegung des Marsches fortmacht, da drei glückliche Schützen, welche Becher gewonnen hatten, mit Trompeten und Anhang ihren Weg kreuzten; doch das alles, verbunden mit dem heftigen Schießen, erhöhte nur ihre feierliche Berauschung, und endlich entblößten sie ihre Häupter angesichts des Gab-entempels, der mit seinen Schätzen schimmerte und auf dessen Zinnen eine dichte Menge Fahnen flatterte. In ihrem Schatten standen einige schwarze Herren, und einer davon hielt den gefüllten Silberpokal in der Hand, die Angekommenen zu empfangen.

Die sieben alten Köpfe schwammen wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunklen Volksmeere, ihre weißen Härlein zitterten in der lieblichen Ostluft und weheten nach der gleichen Richtung, wie hoch oben die rot und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung und alles war aufmerksam, als der jugendliche Fähnrich nun vortrat und frisch und vernehmlich diese Anrede hielt:

"Liebe Eidgenossen!`

"Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fahnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrichl Wie ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Zentrumsschuß tun sollte, so könnt ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus eurem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!

"Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen,- ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei eudi holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen ' die Freundschaft von Vaterlandes wegen ' die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus demWaldesdickicht derNation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mitzurauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.

"Schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen! Aber ich kann euch, liebe Eidgenossen, hier unter freiem Himmel etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an

Gott zu glauben, erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dein andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Auch an Freudentagen wie der heutige, wo viel Volk beisammen ist und es lacht ein recht blauer Himmel darüber, verfallen sie wiederum in diese theologischen Gedanken. In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der Freude, sind sie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unserer Bundesverfassung: Im Namen Gottes des Allmächtigen! und eine so sanftmütige Duldsamkeit beseelt sie dann, so widerhaarig sie sonst sind, daß sie nicht einmal fragen, ob der katholische oder der reforrnierte Herr der Heerscharen gemeint sei!

"Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noah geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als sie über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend guten Dingen darin, vom bemoosten alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!

"So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend; aber sie können über die wunderbare Tatsache des Vaterlands nicht hinauskommen. Zwar sind sie in ihrer Jugend aud gereist und haben vieler Herren Länder gese ien, nicht voll Hochmut, sondern jedes Land eirend, in dem sie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlspruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe! . . .

"Diese Alten hier haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; sie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleisdies zu empfinden, den einen zwickt es hier, den andern dort. Aber sie reisen, wenn der Sommer gekommen ist, nicht ins Bad, sie reisen zum Feste. Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt; das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alsobald untertauchen sehen in dieses Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenossen, den Ehrentrunk! Es lebe die Freundschaft im Vaterland! Es lebe die Freundschaft in der Freiheit!"

"Sie lebe hoclif Bravo!' schallte es in der Runde, und der Empfangsredner erwiderte die Ansprache, und unter allgemeinem Beifall wurde das Fähnchen zu den übrigen auf die Zinne gesteckt. Hierauf schwenkte das Trüppchen der Sieben ab und stracks nach der großen Festhütte, um dort sich durch ein gutes Frühstück zu erholen, und kaum waren sie angelangt, so schüttelten alle ihrem Redner die Hand und riefen: Wie aus unserm Herzen gesprochen! Hediger, das ist gutes Holz an deinem Buben, der wird gut, laß ihn nur machen!"

Frymann aber war ganz verblüfft; der junge hatte gerade gesagt, was ihm selbst hätte einfallen sollen. Auch er gab Karl freundschaftlich die Hand und dankte ihm für die Hilfe in der Not. Zuletzt trat der alte Hediger zu seinem Sohne und sagte:

"Sohn! Eine schöne, aber gefährliche Gabe hast du verraten! Pflege sie, baue sie mit Treue, mit Pflichtgefühl, mit Bescheidenheit! Nie leihe sie dem Unechten und Ungerechten, dem Eiteln und dem Nichtigen; denn sie kann wie einSchwertwerden indeinerHand,dassich gegen dich selbst kehrt oder gegen das Gute wie gegen das Schlechte! Sie kann auch eine Narrenpritsche werden. Glaube nicht, immer sprechen zu müssen, laß manche Gelegenheit vorbeigehen und sprich nie um deinetwillen, sondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menschen, nicht um sie zu überlisten und auszubeuten, sondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu setzen, und glaube mir: viele, die dir zuhören, werden oft besser und klüger sein als du, der da spricht. Wirke nie mit Trugschlüssen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt; den Kern des Volkes rührst du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit um. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, sondern sieh auf die Gelassenen und Festen, unentwegt!"

Kaum hatte er diese Rede geendigt und Karls Hand losgelassen, so ergriff sie schnell Frymann und sagte:

"Nach diesem ersten Anlaufe laß nun eine geraume Zeit verstreichen, ohne an dergleichen zu denken! Wenn du einen glücklichen Gedanken hast, so sprich nicht, nur um diesen anzubringen, sondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo du ihn reifer und besser verwenden kannst. Nimmt dir aber ein anderer diesen Gedanken vorweg, so freue dich darüber, statt dich zu ärgern, denn es ist ein Beweis, daß da das Allgerneine gefühlt und gedacht hast. Bilde deinen Geist und überwache deine Gemütsart und studiere an andern Rednern den Unterschied zwischen einem bloßen Mauflielden und zwischen einem wahrhaftigen und gemütreichen Manne! Wenn du sprichst, so sprich weder wie ein witziger Hausknecht, noch wie ein tragischer Schauspieler, sondern halte dein gutes natürliches Wesen rein, und dann sprich immer aus diesem heraus. Ziere didi nicht, wirf dich nicht in Positur. Sag' nicht, du seiest nicht vorbereitet, wenn du es bist; denn man wird deine Weise kennen und es sogleich merken! Und wenn da gesprochen hast, so geh' nicht herum, Beifall einzusammeln, strahle nicht von Selbstzufriedenheit, sondern setze dich still an deinen Platz und horche aufmerksam dem folgenden Redner. Die Grobheit spare wie Gold, damit, wenn du sie in gerechter Entrüstung einmal hervorkehrst, es ein Ereignis sei und den Gegner wie ein unvorhergesehener Blitzstrahl treffe . . ."

Also sprach Frymann, und der arme Karl saß ob all der Reden erstaunt und verdonnert und wußte nicht, sollte er lachen oder sich aufblasen. Aber Syfrig, der Schmied, rief:

"Da seht nun diese zwei, die nicht für uns sprechen wollten und nun wieder reden wie die Bücher!"

"So ist es!" sagte Bürgi, "aber wir haben dadurch neuen Zuwachs bekommen, einen kräftigen jungen Sprößling getrieben! Ich beantrage, daß der Junge in unsern Kreis der Alten aufgenommen werde und fortan unsern Sitzungen beiwohne!"

"Also sei es!" riefen alle und stießen mit Karl an.

Entschuldige sich keiner damit, daß er in der Kette zuunterstelt stehe: er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der Funkte könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht daständе. Darum zählen sie alle fur einen und einer für alle, und die Letzten sind die Ersten.

Hebbel

EIN BUCH

Freiherr von Maltzahn

DER DEUTSCHE SOLDAT

Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin 1943

In dein schicksalhaften Geschehen unserer Tage, die auf viele Generationen hinaus über die Zukunft unseres Volkes entscheiden, dienen alle unsere Gedanken und Kräfte dem Sieg. Jeder weiß, wofür wir diesen Kampf durchfechten müssen, und daß es kein Ausweichen vor diesem Müssen gibt.

Unserer Kinder Land ist es, für das wir Gut und Leben einsetzen. Unsere Zukunft ist es, die wir als Gemeinschaft wie als einzelner in einem Kampf, der längst kein Kampf der Front allein mehr ist, sondern ein alle und alles erfassendes gigantisches Ringen der Nation, bis zum Letzten verteidigen. Es gibt keinen unter uns, der diese Sinngebung nicht verstünde. Sie allein aber genügt nicht, wenn wir wirklich alles in den Kampf werfen wollen. Ein guter Kampf hat nicht nur ein Ziel, sondern auch eineTiefe. Er braucht einen wesenhaften Grund, von dem er genährt wird. Er bedarf einer ewigen Haltung, auf die sich in der Stunde der Not unser Blick richten kann. Er ist in der äußersten Bewährung, zu der er uns immer wieder aufruft, nicht denkbar ohne die lebendige Bewahrung dessen, was wir unsere Vergangenheit, unser Herkommen, unsere *soldatische Tradition* nennen.

Klar und übersichtlidi faßt das neue Buch von Axel-Albrecht von Maltzahn die Entwicklung zusammen, die mit der Begründung des brandenburgisch-preußischen Heeres unter dem Großen Kurfürsten begann und in dem feldgrauen Grenadier von heute ihren Höhepunkt findet.

In lebendiger und volkstümlicher Darstellung, die immer gegenwartsnah bleibt und häufig überraschende Zusammenhänge ergibt, die das Heute geradezu als zwingende Folge des Einst erscheinen lassen, ziehen die Gestalten der großen deutschen Soldaten an uns vorüber. Friedrich Wilhelm, dessen weit vorausschauender Geist den Grundstein deutschen Soldatenturns legte, leitet die Reihe der trefflich durchgezeichneten Porträts ein. Die Zeit des Soldatenkönigs und die Ära Friedrichs des Großen wird uns ebenso nahegebracht wie der 1. Weltkrieg, seit dessen Beginn in den Augusttagen von 1914 in Kürze dreißig Jahre verflossen sind. Dabei werden keineswegs nur deutsche Heerführer in ihrer Leistungund Bedeutung gewürdigt. Der große Gegenspieler Napoleon wird ebenso wie Karl XII. von Schweden in der Art seines soldatischen Denkens und Wesens ausgezeichnet charakterisiert. Schlieffen, Hindenburg, Ludendorff stehen in knapper und doch mit zahlreichen Einzelzügen ausgestatteter Zeichnung vor uns. Immer wieder aber sieht man hinter den großen Köpfen der Führung den namenlosen Mann, durch dessen Treue und Tapferkeit sie ihre Erfolge errangen. Und immer wieder spürt man vor allem auch, daß es der Geist von heute, der Geist der Volksverbundenheit und der kämpferischen Gemeinschaft, der Geist rückhaltlosen Einsatzwillens für das Vaterland und seine Zukunft war, der zu allen Zeiten die Träger des deutschen Soldatentums beseelte. So lesen wir von Scharnhorstden unvergänglichenAusspruch: japferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit einesVolkes. Wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst im Laufe großer Siege!" Oder wir vernehmen staunend die Formulierungen Gneisenaus: "Die neue Zeit braucht mehr als Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft!" Und: "Alle Bewohner des Staats sind geborene Verteidiger desselben!" Klingt das nicht, als hätte es gestern in einem Führerbefehl gestanden? Ist das nicht unsere eigenste Sprache? Hören wir hier nicht, über mehr als ein Jahrhundert hinweg, das Herz unserer Zeit schlagen?

So erweist sich denn das Buch Maltzahns als ein Kompendium wesentlichen und lebendigen Wissens über den deutschen Soldaten. Der junge Offizier wird dar-in nicht nur eine will

kommene Bereicherung seines soldatischen Weltbildes finden, sondern auch - worauf es ankommt - eine neue Quelle der Kraft. Der Kraft in dein Sinne, wie der Verfasser sie meint, wenn er in dem zusammenfassenden letzten Abschnitt das schöne Wort prägt: "Die Vollkommenheit des einzelnen beruht auf seinem Gemeinschaftsgefühl". *Sigmund Graff*

EIN FILM

DIE GOLDENE SPINNE

Der Spionagefilm verfolgt selten künstlerische Absichten. Probleme, die sich auf diesem sonst für den Film sehr wesentlichen Gebiet ergeben könnten, fallen hier im allgemeinen fort. Denn der Spionagefilm will vor allem belehren, er will auf Fragen aufmerksam machen, die von großer Gegenwartsnähe sind, die jeden unmittelbar angehen, da ihre Wirklichkeit direkteBezichung zumKriegsgeschehen hat. Fällt auch im wesentlichen das künstlerische Problem durch die Besonderheit der Aufgabe fort, so bleiben doch noch mandie Fragen offen, deren Lösung dem Film,Schwierigkeiten genug bereiten.

Einen Spielfilm nur mit den sachlichen Argumenten der Belehrung bestreiten, ist von vornherein ein sinnloses Unternehmen. Der Zuschauer wird schnell ermüdet, er folgt nur noch widerwillig den Vorgängen, die in ihrer Spannungslosigkeit sein Interesse nicht zu fassen vermögen. Ein Spielfilm der auf künstlerische Formung keinen entscheidenden Wert legt, muß zumindest das Spannungsniomeent berücksichtigen, denn nur von dieser Seite her kommt er an den Zuschauer heran, der von einem Film immer auch Unterhaltung erwartet. Für den Spionagefilm stellt sich damit die Aufgabe, seine Belehrungsabsicht mit einer spannungsreichen Handlung zu umkleiden, die den Zuschauer fesselt, ohne ihn in die Bereiche billiger Sensation zu ziehen.

Die Schwierigkeiten, die sich hier bilden, werden in dem letzten Beispiel eines Spionagefilms, der "Goldenen Spinne", offensichtlich. Der Sachverhalt der Ereignisse leuchtet, mit nüchternen Worten erzählt, durchaus ein: Zwei Sowjetagenten springen bei Nacht mit dem Fallschirm über Deutschland ab, um wichtige Stalillegierungen der deutschen Panzerwaffe für die Sowjetarmee auszukundschaften. Die Aufgabe der Frau ist es, sich an Männer heranzumachen, die mit der Produktion dieser Legierung in Beziehung stehen, sie zu umgarnen, um dann ihrem Kollegen die Erpressung zu überlassen. In einem Fall - es handelt sich um den leichtlebigen Schwiegersohn des Fabrikanten - gelingt ihr das vorzüglich. Sie entwendet ihm bei einem Besuch einige wichtige Papiere, die die Grundlage des Ganzen bilden und ihr Mitarbeiter preßt jetzt dem betrogenen Liebhaber, dessen Pflichtbewußtsein schwächer ist als der Sinn für weibliche Reize, weitere Hilfeleistung ab, die den Toren bald ins Verderben stürzen. Inzwischen hat die Frau noch einen anderen Versuch unternommen. Als Arbeiterin verkleidet sucht sie einen biederen Werkmeister zu betören. Auch das gelingt ihr nicht schlecht, aber der Erfolg bleibt nur auf den privaten Bereich des Gefühlslebens beschränkt, die sachlichen Ergebnisse sind nur gering. Beide Agenten werden natürlich zum Schluß entlarvt: Sie als Rote-Kreuz-Schwester in einem Fronturlauberzug, er bei dem Versuch, während

eines Werkkonzertes in die Panzerfabrik einzudringen und sich wichtige Maße zu notieren.

Schon aus dieser kurzen Andeutung des Inhafts wird ersichtlich, daß der Spielleiter Engels sich mit den verzwickten Möglichkeiten der Spionage beschäftigt hat. Dabei hat er eines richtig gesehen: Je abseitiger der geschilderte Fall ist, um so mehr wird die Aufmerksamkeit auf das Problem als Ganzes gelenkt. Gegen alltägliche Möglichkeiten sieht sich schon jeder vor, der einen gesunden Menschenverstand besitzt, anders aber ist es, wenn die Dinge kompliziert liegen. Auch schon aus Gründen der Spannung mußte sich der Spielleiter dem Bereich des Gewöhnlichen entziehen und zur listigen, abwechslungsreichen Konstruktion greifen. Dabei hat er sich freilich eine sehr große Schwierigkeit aufgeladen: Die psychologische Motivierung. Ist es glaubhaft, daß ein Mann, der. in einem Rüstungswerk an verantwortlicher Stelle steht, so schnell den konventionellen Verführungskünsten einer zweifellos beachtlich schönen Frau verfällt? Ist es weiterhin denkbar, daß ein Werkmeister in ahnungsloser Einfalt eine Frau auf den Schießübungsplatz der neuen Waffe fährt? Gewiß: In dem zweiten Fall führt das Unternehmen der Spionin nicht zum vollen Erfolg, aber ist das Unternehmen nicht überhaupt fragwürdig, da man einem Werkmeister soviel Leichtgläubigkeit doch wohl schlecht zutrauen kann? Alles Fragen, die sich beim Zuschauer, der die Ereignisse aufgeschlossen verfolgt, ohne weiteres einstellen und die der

Film nicht restlos überzeugend beantwortet. Er vermag das schon deshalb nicht, weil er sehr schwierige psychologische Entwicklungen zusammenfassen muß. So überstürzen sich die Ereignisse etwas und man kann sich nicht recht vorstellen, daß ähnliches auch in der Wirklichkeit geschehen könnte.

Hat deshalb der Film seinen Zweck verfehlt? Man könnte es deshalb nicht glauben, weil das Spionageproblem als Ganzes angepackt wurde, weil vor allem auch die Konsequenzen der Verfehlungen so deutlich gezeigt werden, daß

sicher ein starker Eindruck beim Publikum bleibt. Die dramaturgisch sehr geschickt aufgezogene spannungsreiche Handlung gibt dem Film eine beachtliche Zugkraft und die Belehrung ist so eindringlich, daß der Film auch von dieser Seite her seinen Zweck erreicht hat. Zweifelhaft ist lediglich die psychologische Durchführung des Ganzen. Aber wie gesagt: dieser Film hat keine künstletischen Absichten. Es wäre zu überlegen, ob nicht für den sachlichen Anspruch eines Spionagefilms - der immer im Vordergrund zu stehen hat - nicht auch eine künstlerisch beweiskräftige Form zu finden ist. Dazu wäre eine Vereinfachung des Geschehens, ein Rückschrauben der sensationellen Elemente unbedingt erforderlich. Die rechte Mitte zwischen Belehrung, Spannung und künstlerischer Form ist nicht nur erstrebenswert, sie scheint auch erreichbar, wenn man von der Voraussetzung ausgeht: Es ist im Bereich des Films nicht so entscheidend, was man macht, sondern wie man es macht. *Dr. Theo Fürstenau*